Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 18 – 6. Mai 2006

UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

C5524 - PVST. Gebühr bezahlt





Fotos (2): pa, Ipon

Profilsuche: Merkel, Schönbohm, Pofalla auf einer Regionalkonferenz (li), Ver.di-Chef Bsirske auf einer Kundgebung zum Tag der Arbeit

Auf der Suche nach der verlorenen Basis

Nach der SPD arbeitet auch die CDU an einem neuen Grundsatzprogramm

Von REBECCA BELLANO

Wer bin ich, und wer werde ich sein? Jeder Therapeut begrüßt es, wenn Menschen sich mal eine Auszeit nehmen und überlegen, wie sie mit sich und ihrer Umwelt zufrieden sind und was sie angesichts ihrer inneren Ziele und der äußeren Umstände ändern möchten und müssen. Dies gilt nicht nur für Einzelpersonen, sondern auch für Parteien. SPD und CDU versuchen jeweils für sich, ein neues Grundsatzprogramm zu erstellen. Eine Auszeit von den laufenden Regierungsgeschäften können sie sich allerdings nicht nehmen, und so müssen sie, während sie in Berlin versuchen, eine von Harmonie bestimmte große Koalition zu sein, nebenbei ihre Konturen für zukünftige Wahlkämpfe schärfen, in denen sie sich wieder als Konkurrenten um die Gunst des Wählers gegenüber stehen.

Derzeit scheint sich erstaunlicherweise die CDU mehr um die Gunst ihrer Basis zu kümmern, als die Sozialdemokraten, die so gern ihre Debattenkultur rühmen. Denn während die SPD interessierten Mitgliedern nur in einem Konferenzraum in Berlin eine Übertragung des Diskussionsbeginns ausgewählter Parteipolitiker zugestand, veranstaltet die CDU gleich mehrere Regionalkonferenzen, bei denen die Basis nicht nur zuhören, sondern auch mitreden kann.

Offenbar will die Basis sich auch aktiv an der Richtungssuche ihrer Partei beteiligen. Mit den Worten: „Wer kein Koordinatensystem hat, der wird irre an dieser Welt“, leitete sie vergangene Woche in Potsdam die erste der fünf Regionalkonferenzen vor 1200 Delegierten ein. Auch in Fallingbostel durften und in Karlsruhe, Düsseldorf und Kassel dürfen sich die CDU-Mitglieder zu Wort melden. Ob das der CDU-Spitze immer gefällt und ob sie sich danach richten wird, ist anzuzweifeln.

So hat die CDU unter anderem angekündigt, sich von dem 1994 geschlossenen Grundsatz, die Ehe sei „das Leitbild der Gemeinschaft von Frau und Mann“, zu verabschieden, schließlich sehe der deutsche Alltag heute ganz anders aus. Viele CDU-Mitglieder und -Wähler wollen diesen Weg jedoch nicht mitgehen. Für viele haben sich die Konturen der Partei sowieso schon zu sehr aufgeweicht. Zu schwammig geworden und der SPD zu ähnlich, zu sehr nach links gerutscht, zu wenig freiheitsliebend, kaum noch christlich geprägt – die Kritikpunkte sind vielfältig. Auch das Elterngeld paßt nicht jedem, der sich den Christdemokraten verbunden fühlt. Familie zu fördern, sei ja durchaus begrüßenswert, doch warum schon wieder so bürokratisch? Weniger Staat war doch auch mal Maxime der beiden Unionsparteien, doch die Regierungsteilung mit der SPD scheint dies verdrängt zu haben.

Daß die beiden Parteien nach über zwölf Jahren ihre Grundsatzprogramme überarbeiten, ist trotz aller Bedenken und Zweifel begrüßenswert, da sie sich öffentlich festlegen müssen und am Ende des gewiß nicht einfachen Prozesses Parteimitglieder und auch die Wähler wissen, auf was sie sich da einlassen. Möglicherweise stolpert sogar eine der beiden Parteien über einen Bereich, in dem sie ihre Marschrichtung wirklich korrigieren muß – vielleicht sogar in die richtige Marschrichtung.

HANS-JÜRGEN MAHLITZ:

Schröders Rache

Staatsmänner denken in Jahrzehnten und Jahrhunderten, Politiker in Legislaturperioden. Das mag man bedauern, ändern wird man es nicht, solange wir in einer Demokratie mit regelmäßigen Wahlen leben. Man kann es den Politikern kaum verübeln, wenn sie die Frage, in welchem Geschichtsbuch sie dermaleinst als Fußnote fortleben, weniger bewegt als die, ob sie nach der nächsten Wahl überhaupt noch in Amt und Würden (und ihr Gehaltskonto im Plus) sind?

Gerade in der Außenpolitik wird der Unterschied zwischen Staatsmann und Politiker deutlich. Bismarck war in deutschen Landen der letzte, der seinem konkreten politischen Handeln ein generationenübergreifendes Konzept zugrunde legte. Danach reichte allenfalls Adenauer noch punktuell an sein Format heran.

Unter Historikern ist die Formulierung „Was wäre, wenn …“ zu Recht verpönt. In politischen Kommentaren muß man das nicht unbedingt so eng sehen. Stellen wir uns also einfach mal vor, nicht Angela Merkel, sondern Otto von Bismarck wäre in diesen Tagen nach Rußland gereist. Was hätte er anders gemacht, was genauso? Hätte er nationale deutsche Interessen, zum Beispiel die langfristige Sicherung der Energieversorgung, besser zur Geltung gebracht?

Offenbar haben die Historiker doch recht, lassen wir also die Spekulationen. Als Bismarck deutsche Außenpolitik konzipierte und gestaltete, sah Deutschland noch völlig anders aus. Der „Rest der Welt“ übrigens auch. Diese Welt des 19. Jahrhunderts war noch nicht so hoffnungslos unübersichtlich globalisiert wie heute. Nationale und supranationale Machtstrukturen waren überschaubar. Jeder wußte, wer Freund und wer Feind ist. Auch wußte jeder Politiker und erst recht jeder Staatsmann, worüber er mit anderen Staatsmännern/ Politikern reden konnte – und worüber besser nicht.

So war es Bismarcks Glück, in einer Zeit zu leben, in der es noch möglich war, in großen Zusammenhängen und in über das Heute und Morgen hinausweisenden Zeitdimensionen zu denken und zu handeln. Sein großes Verdienst war es, diese Chance wie kein anderer in unserer jüngeren Geschichte zum Wohle Deutschlands genutzt zu haben. Unsere gegenwärtige Regierung hat, wenngleich sie nach Schröder / Fischer das deutlich kleinere Übel ist, in den ersten Monaten ihrer Amtszeit mancherlei Kritik einstecken müssen, allerdings mehr in der Innen- denn in der Außenpolitik. Man muß ihr aber zugute halten, daß gerade auf internationalem Parkett der Handlungsspielraum in der immer enger zusammenwachsenden Welt von heute enger ist als zu Bismarcks Zeiten. Um ein Großes Wort des Reichskanzlers aufzugreifen: Wenn Politik die „Kunst des Möglichen“ ist, dann ist heute eben nicht mehr so viel möglich.

Angesichts dessen hat unsere Kanzlerin in Sibirien eine recht gute Figur gemacht. Sie hat sich an den schwierigen Spagat zwischen der Förderung gemeinsamer wirtschaftlicher Interessen und dem Anmahnen von Menschenrechten gewagt und ihrem Gesprächspartner Putin keine Chance gegeben, sich mit der üblichen faulen Ausrede, dies seien „innere Angelegenheiten“, davonzustehlen. Denn Politiker mit ausgeprägtem Machtinstinkt – und darüber verfügt der russische Präsident in reichlichem Maße – können sehr genau einschätzen, wieviel Kritik sie sich auch im eigenen Interesse gefallen lassen müssen. Dies wiederum hat Frau Merkel offenbar richtig eingeschätzt.

Putin weiß nun, daß er bei ihr nicht so leichtes Spiel haben wird wie bei ihrem Vorgänger; vermutlich hat er bei diesem Gipfel „Freund Gerhard“ schmerzlich vermißt. Eigentlich vermissen wir ihn ja alle. Es geht doch um Gas aus Rußland, um deutsche Versorgungssicherheit. Wo ist da der Herr Schröder? Hat er nicht neulich einen recht ordentlich dotierten Nebenjob ergattert, bei dieser russischen Firma, die bekanntlich gar nichts mit Putin und seinen Oligarchen oder überhaupt mit der Politik zu tun hat? Warum hört und sieht man da nichts von ihm? Ein Karikaturist hat ihn jetzt aufgestöbert: fern im Osten, feixend wie in der „Elefantenrunde“ nach der Wahl, dreht er der bösen „Angie“ den Gashahn zu. Schließlich hat sie ihn um den schönen Kanzlerjob gebracht. Schröders Rache – gut, daß der alte Bismarck das nicht mehr erleben muß.

»Systematische Drohpolitik«

EP-Abgeordneter Posselt kritisiert Rußlands Präsident

Nach Ansicht des CSU-Europaparlamentariers und Präsidenten der Paneuropa-Union, Bernd Posselt, müssen bei den deutsch-russischen Regierungskonsultationen künftig auch Menschenrechtsverletzungen in Rußland angesprochen werden. Denn die „systematische Drohpolitik“ Moskaus bei Energielieferungen nach Europa solle dazu dienen, Kritik an Verletzungen der Menschenrechte im Keim zu ersticken „So konnte man vielleicht mit einem Schröder umgehen“, sagte Posselt im Gespräch mit dieser Zeitung, aber nicht mehr mit dessen Nachfolgerin Angela Merkel.

Die freundliche Distanz Merkels zu Putin – trotz des „Du“ beim jüngsten Gipfel in Tomsk – sei „gut für Deutschland und für die EU, weil sie einen realistischen, vernünftigen Stil zum Ausdruck bringt, der einerseits deutsche und europäische Interessen im Auge hat, aber auf der anderen Seite eben auch sieht, daß zu diesen Interessen Demokratie und Rechtsstaatlichkeit in Rußland gehören, während Schröder eigentlich damals mehr oder minder klar gemacht hat, daß er auf Russlands innere Entwicklung pfeift.“ Ausdrücklich lobte Posselt die Kanzlerin dafür, daß sie auch mit Bürgerrechtlern gesprochen habe.

Die seit einigen Jahren in Rußland zu beobachtende Restauration habe ihre Geschichte, meint Posselt. Rußland sei nach Jahrzehnten des Kommunismus „in einer ungünstigen Ausgangsposition, was Demokratie und Rechtstaatlichkeit betrifft. Aber immerhin wurde damit in der Jelzin-Ära begonnen“. Daß es Rückschläge gab auf diesem Weg, sei mehr oder minder normal. „Aber was wir in den letzten Jahren und Monaten beobachten, ist eine massive, zielstrebige, systematische Zurückdrängung der Pressefreiheit, der Demokratie und der Rechtstaatlichkeit gemäß den Interessen des Kreml und der Energieriesen wie Gazprom und Transneft, die ja im staatlichen Besitz sind.“ Die jüngsten Drohungen im Energiebereich gingen, so der Europa-Politiker, „weit über verbale Erpressungen hinaus“. *F.S.*

(S. Leitartikel sowie Artikel S. 6)

Lepper kommt, Meller geht

Neuausrichtung in der polnischen Regierung

Die Suche nach einer Mehrheit im polnischen Sejm sollte mit einem Stabilitätspakt beendet werden. Indessen scheint der Pakt der bisherigen Minderheitsregierung unter Premier Kazimierz Marcinkiewicz eher die Destabilisierung zu garantieren. Die regierende Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) von Jaroslaw Kaczynski, dem Zwillingsbruder des polnischen Staatspräsidenten, hat sich für eine Koalition mit der Partei „Selbstverteidigung“ des Bauernführers Andrzej Lepper und mit einer Abspaltung der Liga Polnischer Familien (LPR) entschieden (vgl. *PAZ* Nr. 17).

Allerdings hat die Kaczynski-Partei mit diesem national-populistischen Schulterschluß noch keine Mehrheit im Sejm. Dazu fehlen ihr noch 13 Mandate. Die Designierung Leppers als Landwirtschaftsminister und Vize-Premiers führte dafür aber zu dem Rücktritt des Außenministers Stefan Meller.

Der parteilose Diplomat Meller war zwar im Kabinett von Anfang an isoliert. Er galt seinen Minister-Kollegen als zu europäisch orientiert. Mellers diplomatisches Auftreten auf internationalem Parkett wurde zumindest im Ausland geschätzt. Er setzte sich zudem für eine Normalisierung in den deutsch-polnischen Beziehungen ein. Der 1942 in Lyon geborene Historiker, zuvor Botschafter in Paris und Moskau, war der einzige Minister der amtierenden Regierung mit nennenswerter internationaler Erfahrung.

Mit Lepper kommt nun ein mehrfach Vorbestrafter und notorischer Querulant in die Regierung. Seine Verbalinjurien werden künftig auch in Brüssel Angriffsziele finden. Vor der sich abzeichnenden Imagebeschädigung Polens durch Lepper ist Mellers Rücktritt verständlich. Er sei zwar bereit, „die Rolle des Narren“ zu spielen, erklärte er, „aber nicht auf dem Altar des Andrzej L.“.

Warschau fürchtet die politische Isolation zwischen Rußland und Deutschland, merkt aber nicht, daß es selbst die Mauer der Isolation errichtet. Der Regierungschef ist gut beraten, Ruhe in sein Kabinett zu bringen. *B.K.*

DIESE WOCHE

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Nur was der Partei nutzt

Debatte um Wert der verschiedenen Opfer des KZ Sachsenhausen offenbart Falschheit

Von H.-J. von Leesen

Die Internierungslager (der Sowjets in ihrer Besatzungszone) entsprachen nicht nur dem internationalen Recht, sondern waren erneut ein Beispiel sowjetischer Humanität." Während die übergroße Mehrzahl diesen am 22. Januar 1950 im Zentralorgan der SED, heute PDS beziehungsweise Linkspartei, „Neues Deutschland", veröffentlichten Satz als ebenso verlogen wie zynisch empfindet, gibt es offenbar immer noch Leute, die ihm zustimmen. Das jedenfalls muß man schließen aus der Reaktion des Generalsekretärs des Internationalen Sachsenhausen-Komitees, das ehemalige Häftlinge des KZ aus der Zeit vor dem Mai 1945 vertritt, Hans Rentmeister, auf eine Passage aus der Rede des brandenburgischen Innenministers, Jörg Schönbohm, am Jahrestag der Besetzung des KZ durch die Rote Armee. Der Minister hatte ausführlich die Häftlinge gewürdigt, dann aber hinzugefügt: „Es wäre Unrecht, hier in Sachsenhausen aber nicht auch der Menschen zu gedenken, die nach 1945 hier eingesperrt waren, ebenso rechtlos wie die KZ-Opfer. Auch nach 1945 wurde hier weiter gefoltert und getötet, starben Menschen an den furchtbaren Verhältnissen."

Schon auf der Veranstaltung regte sich der in der weiteren Öffentlichkeit unbekannte Hans Rentmeister auf, daß Schönbohm auch die Opfer der Kommunisten genannt hatte. Die Äußerungen seien eine „Unverschämtheit und eine Brüskierung der Überlebenden." Das sei für die Insassen des 1. KZs „nicht akzeptabel, da unter den Insassen des (sowjetischen) Speziallagers auch Folterer und Mörder aus dem KZ waren". Er setzte die von den Sowjets Eingesperrten gleich mit „Mördern, Peinigern und Quälern unserer Kameraden" und behauptete: „Die ideologisch geprägte Gleichsetzung setzt die Mörder auf eine Stufe mit unseren Kameraden."

Nun ist es offenkundig, daß, wer so argumentiert, die Vorgehensweise der Sowjetunion in den Jahren nach 1945 rechtfertigt. Er verurteilt nicht grundsätzlich, daß aus politischen Gründen andersmeinende Menschen eingesperrt, gequält und getötet wurden, sondern er hat nur etwas dagegen, daß seine eigenen Gesinnungsgenossen verfolgt wurden. Das ist eine typisch kommunistische Argumentationsweise. Menschenrechte werden nur eingefordert, wenn es der eigenen Partei nutzt. Dem Gegner gegenüber aber ist jedes Mittel recht.

Das Erschreckende: Diese Ausfälle einer kleinen Gruppe sind von fast allen Zeitungen in Deutschland kritiklos nachgedruckt worden, selbst von der biedersten Regionalzeitung. Und sie verbreiteten damit die Lüge, die auch aus jenen Kreisen stammt, daß die UdSSR nach 1945 im ehemaligen KZ Sachsenhausen ebenso wie in neun weiteren sogenannten „Speziallagern", die nichts anderes waren als KZ, in erster Linie „NS-Verbrecher" inhaftiert hätten wie KZ-Wärter, Kriegsverbrecher und andere, die sich gegen das Völkerrecht vergangen hätten. Das aber ist nicht wahr!



Foto: Archiv

KZ Sachsenhausen: Wenn der Opfer gedacht wird, dann meist immer nur der aus nationalsozialistischer Zeit und nicht der aus sowjetischer.

Im Laufe der Jahre 1936 bis 1945 waren im KZ Sachsenhausen etwa 200000 Menschen inhaftiert, der allergrößte Teil nach Kriegsausbruch. Wenige Monate nach Besetzung des Lagers durch Sowjettruppen wurde auf demselben Gelände ein neues KZ eingerichtet, nunmehr unter der Herrschaft des sowjetischen Geheimdienstes NKWD. Und wieder füllten sich die Baracken und festen Häuser. „Bis Ende 1945 hatte das Lager seine volle Belegungsstärke von zirka 12000 Personen erreicht," so in einem Faltblatt der Gedenkstätte Sachsenhausen. Immer weitere Menschen wurden ins Lager gepfercht. 1945 waren es schon 16000. 2000 Frauen waren in einem abgeteilten Lagerbereich untergebracht.

Aus welchen Gruppen setzten sich die Häftlinge zusammen? Das ist heute nicht mehr exakt zu ermitteln. Einigermaßen sicher weiß man, daß 6000 Wehrmachtoffiziere dort eingesperrt wurden, die aus britischer und amerikanischer Kriegsgefangenschaft entlassen worden waren und nun versucht hatten, zu ihren Familien in der sowjetischen Besatzungszone zu gelangen. Sie wurden von den Sowjets sofort inhaftiert. Dann gehörten Sowjetbürger zu den Häftlingen, die in ihre Heimat zurückkehren wollten, von den bolschewistischen Behörden aber wie Landesverräter behandelt und eingesperrt wurden. Der allergrößte Teil bestand aus Zivilisten, darunter eine erhebliche Anzahl junger Leute von zwölf Jahren an aufwärts. Ihnen wurde alles mögliche vorgeworfen, etwa sie seien „Werwölfe" gewesen, sie hätten in der Schule antisowjetische Propaganda betrieben, sie hätten eine Verschwörung gegen die Besatzungsmacht geplant, sie seien amerikanische Agenten und was immer den Sowjets an Vorwänden einfiel, um angebliche Klassenfeinde unschädlich zu machen. Als KPD und SPD zur SED zwangsvereinigt werden sollten, landeten viele SPD-Mitglieder in Sachsenhausen, die sich der Vereinnahmung durch die Kommunisten widersetzt hatten.

Die Lebensverhältnisse waren grauenhaft. Zwei Jahre lang mußten die Eingesperrten auf nackten Brettergestellen schlafen; erst dann gab es Decken. Die sanitären Verhältnisse begünstigten die rasche Verbreitung von Krankheiten. Medizinische Versorgung gab es zunächst nicht, bis es einem inhaftierten Medizinprofessor gelang, im Laufe der Jahre ein einigermaßen funktionsfähiges Hilfslazarett zu schaffen. Die Ernährung war katastrophal. In den ersten Wintern wurde nicht geheizt. Und so starben dann an Unterernährung, an Erfrierungen, an Seuchen und anderen Krankheiten von 60000 Häftlingen im Laufe der fast fünfjährigen Existenz des Sowjet-KZs mindestens 12000. Sie wurden in nicht gekennzeichneten Massengräbern verscharrt. Erst nach der Wende 1990 wurden sie gefunden und in einen einigermaßen würdigen Stand versetzt.

Ein typisches Beispiel für das Schicksal einer Inhaftierten ist die damalige Schülerin Gisela Dohrmann. Sie wurde im Dezember 1945 als 15jährige in Wittenberge nach einer Denunziation verhaftet. Ihr Vergehen: Sie hatte von einer Freundin eine Postkarte bekommen, in der diese in einer Art Geheimschrift, wie das unter albernden jungen Leuten gelegentlich vorkommt, private Belanglosigkeiten mitteilte. Daraufhin wurde sie wegen „bewaffneten Aufstandes gegen die Sowjetunion, der Zerstörung der bestehenden Staatsordnung sowie staatsfeindlicher konterrevolutionärer Verbrechen" zu zehn Jahren Arbeits- und Erziehungslager verurteilt. Sie landete in Sachsenhausen und konnte erst bei der Auflösung 1950 nach Hause zurückkehren. 1995 wurde sie von der Generalstaatsanwaltschaft der russischen Föderation rehabilitiert. Heute ist sie Sprecherin der „Arbeitsgemeinschaft Lager Sachsenhausen 1945–1950" und bemüht sich nach Kräften, und das ohne nennenswerte offizielle Unterstützung, ihre ehemaligen Mitgefangenen des Sowjet-KZ gegen Diffamierungen zu verteidigen.

Über die Zahl der Opfer sowohl des KZ vor wie nach 1945 ist Genaues nicht bekannt. Der Direktor der Stiftung brandenburgischer Gedenkstätten, Prof. Morsch, äußerte nach einem Bericht der „Berliner Zeitung" im Dezember 2001, die Sterberate sei im sowjetischen KZ so hoch gewesen wie im Konzentrationslager der SS, das heißt in beiden Fällen dürften es etwa 12000 Menschen gewesen sein.

Die überwiegend wohl kommunistischen ehemaligen Häftlinge versuchen, die Legende in die Welt zu setzen, die von der Sowjetunion eingesperrten Deutschen seien Verbrecher gewesen. Sicherlich gab es unter den 60000 Eingesperrten einige wenige, die tatsächlich Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen hatten. Sie bildeten die absolute Minderheit; nach Aussagen von ehemaligen Häftlingen dürfte ihr Prozentsatz im einstelligen Bereich gelegen haben.

Die Angriffe gegen Schönbohm sind um so verwunderlicher, als der brandenburgische Ministerpräsident Matthias Platzeck im vorigen Jahr in Sachsenhausen eine ganz ähnliche Rede gehalten hat. Er sagte unter anderem: damals (1945) „begann für tausende Menschen, darunter ehemalige KZ-Häftlinge, viele unschuldige Menschen und sogar Kinder, nur wenige Monate nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in den sowjetischen Internierungslagern ein qualvoller Leidensweg. Auch das Konzentrationslager Sachsenhausen wurde nur kurze Zeit nach seiner Befreiung erneut zu einem Ort des Schreckens: Die sowjetischen Sieger richteten dort im Herbst 1945 ein sogenanntes ‚Speziallager' ein. ‚Einrichten' bedeutete, daß ab September 1945 Marschkolonnen und Waggontransporte von Häftlingen eintrafen. Männer, Frauen, Jugendliche und Kinder – das jüngste gerade zwölf Jahre alt – aus der näheren und weiteren Umgebung ... Ein ordentliches Gerichtsverfahren und ein gerechtes Urteil wurde den Gefangenen verwehrt ..."

Daran nahm damals niemand Anstoß. Warum aber jetzt, im April 2006, diese maßlose organisierte Empörung über den brandenburgischen Innenminister, die so weit ging, daß SPD-Landtagsabgeordnete Schönbohms Rücktritt forderten, weil er auch der von den Sowjets zu Tode gebrachten Landsleute, darunter zahlreiche SPD-Genossen, die nicht in die kommunistische SED eingereiht werden wollten, gedachte?

Der Verdacht liegt nahe, daß man einen der wenigen zum sowieso nur noch minimalen rechten Flügel der CDU gehörenden Landesminister demontieren wollte, der zudem noch kurz vorher der planmäßig erzeugten Hysterie um den angeblich rassistischen Hintergrund einer kriminellen Tat in Potsdam widersprochen hatte – wie man heute weiß, mit gutem Recht.

Die Schulden-Uhr:

Zur Kasse bitte!

Also kommt sie doch, die Reichensteuer, als dreiprozentiger Aufschlag zur Einkommensteuer. Allerdings nur für „Topverdiener" ab 250000 Euro Jahresverdienst (Alleinstehende) und 500000 (Ehepaare). Wer so viel verdient, könnte schon längst gemerkt haben, daß es im Ausland geringere Steuern gibt und es sich dort auch gut leben und verdienen läßt. Der Nutzen ist daher eher psychologischer Natur. Der Schuldenberg wird so nicht abnehmen, die Notwendigkeit zum Sparen nicht umgangen.

1.499.502.994.098 €

(eine Billion vierhundertneunundneunzig Milliarden fünfhundertzwei Millionen neunhundertvierundneunzigtausend und achtundneunzig)

Vorwoche: 1.498.226.797.000 €
Verschuldung pro Kopf: 18.176 €
Vorwoche: 18.160 €

(Stand: Dienstag, 2. Mai 2006, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Multikulti nach Noten

Ströbele läßt singen: das Deutschlandlied auf Türkisch

Ein Blick auf Kalender und Wetterkarte lehrt, daß wir vom „Sommerloch" noch weit entfernt sind. Noch ist genügend los in Politik und Gesellschaft, noch finden wir Journalisten genügend mehr oder minder Berichtenswertes, noch braucht der Hinterbänkler nicht mühsam nach der letzten „Sau" zu suchen, die er durch's Dorf treiben kann, um endlich auch einmal in die Schlagzeilen zu kommen.

Nur einen ficht das nicht an, er hat seinen eigenen Kalender und schafft sich sein eigenes Sommerloch: Hans-Christian Ströbele, Jurist, nach eigenem Bekunden „Verteidiger in politischen Strafverfahren", nach Lesart vieler anderer Terroristenanwalt zu RAF-Zeiten, desungeachtet stets an vorderster Front, wenn es gilt, die Bürger politische Moral und Rechtsstaatlichkeit zu lehren. Oder das, was er dafür hält.

Seit zwei Jahrzehnten gehört er – mit Unterbrechungen – dem Deutschen Bundestag an. In den Schröder/Fischer-Jahren schwang er sich zur grünen Leitfigur in Sachen Multikulti empor. Nun, nach dem Machtverlust, ist es etwas stiller um ihn geworden.

Das soll sich nun wieder ändern. Wenn schon niemand mehr seine moraltriefenden Sonntagsreden über Deutschland als das Sozialamt der ganzen Welt hören will, muß eben etwas nachgeholfen werden – mit Gesang. Keine Sorge: Der Abgeordnete Ströbele trachtet nicht, mit einer Neufassung der Internationale oder mit kritischem Liedgut über das Grüne an sich öffentlich Gehör zu finden. Es ist nicht einmal überliefert, ob er überhaupt einigermaßen bei Stimme ist.

Ströbele will mehr. Er will Multikulti nach Noten. Und da greift er ganz nach oben. Nichts Geringeres als die Nationalhymne muß es sein (als deren glühender Verehrer er bislang nicht auffällig geworden ist). Das Deutschlandlied mit türkischem Text, das wäre laut Ströbele ein geradezu geniales „Zeichen der Integration". Natürlich nur die dritte Strophe. Erstens, weil die anderen amtlich nicht zur Nationalhymne gehören. Zweitens, weil das mit den „deutschen Frauen" auf Türkisch falsch verstanden werden könnte. Drittens, weil „Deutschland über alles" den „Mitbürgern mit Migrationshintergrund" nur schwer zu vermitteln wäre – wer davon überzeugt ist, wird es wohl gleich auf Deutsch singen.

Auch wenn eine FDP-Sprecherin den oppositionellen Schulterschluß suchte und den Vorschlag „interessant" fand – Sangesbruder Ströbele wird damit wohl ebenso sang- und klanglos untergehen wie mit seiner Idee, in Deutschland einen christlichen durch einen islamischen Feiertag zu ersetzen. Unser Kompromißvorschlag: das Deutschlandlied auf Türkisch, außerhalb von Moscheen aber nur in Instrumentalfassung. *M.S.*



Wer schon vor mehr als 20 Jahren die massenhafte Zuwanderung nach Deutschland als Problem ansah und obendrein diese Einwanderung mit dem damals bereits erkennbaren Rückgang der Geburtenzahlen in Deutschland in einem Atemzug nannte, zog heftige „politisch korrekte" Kritik auf sich, stellte der Stammtisch im Deutschen Haus fest.

Wer damals angesichts dieser erkennbaren Lage auf die Notwendigkeit einer vernünftigen Bevölkerungspolitik hinwies, wurde als „Ausländer- und Fremdenfeind" verunglimpft und als reaktionärer „Ewiggestriger" beschimpft.

Der Stammtisch erkannte lange vor dem hoch wissenschaftlichen Berliner Institut für Wirtschaftsforschung, daß Deutschland seit 1973 faktisch eine „humanitäre, multikulturelle Einwanderungspolitik betreibe", die „Parallelgesellschaften dulde und fördere". Heute weiß auch dieses Institut, daß es viele Zuwanderer vorzögen, „hier zu leben, statt hier zu arbeiten". Das Statistische Bundesamt bestätigt: „1970 gab es 2,9 Millionen Ausländer in Deutschland, davon 1,8 Millionen sozialversicherte Beschäftigte und 2004 waren es 7,5 Millionen Ausländer und davon 1,9 Millionen Beschäftigte".

Der lebensnahe und ideologisch nicht vernagelte Stammtisch – heute so klug wie vor 25 Jahren – sieht das Modell einer multikulturellen Gesellschaft als gescheitert an. Bevor Frau Merkel noch nicht Kanzlerin war, wußte das auch sie. „Hoffentlich hat sie es nicht vergessen", meinte der Stammtisch. Die jüngsten Ereignisse hätten schließlich „Multikulti" endgültig als die Lebenslüge der „68er" und ihrer Mitläufer entlarvt.

Euer Michel

Iranische Revolution in Berlin

Opposition des Mullah-Regimes nutzt das Land der Fußballweltmeisterschaft, um Stimmung zu machen



Arme Verfolgte oder auch nicht ganz harmlos? Dem „Iranischen Widerstandsrat" werden in seinem Heimatland Terrorangriffe zugeschrieben. In Berlin gab sich die Gruppe als Opfer und prangerte die Regierung Ahmadinedjad an. Unter anderem bezichtigten sie den neuen iranischen Botschafter in Berlin, an der Ermordung eines Regime-Gegners beteiligt gewesen zu sein.

Foto: Schleusener

Von Markus Schleusener

Was würde wohl passieren, wenn die Bundesregierung Oliver Kahn ermorden lassen würde? Ein solcher Gedanke ist so unvorstellbar, daß sich über die Folgen nur wild spekulieren läßt.

Im Iran ist dies so geschehen. Für die Gegner des Mullah-Regimes ist das der endgültige Beweis für die Verderbtheit der Machthaber in Teheran. In Berlin haben sie zu einer Pressekonferenz eingeladen, in deren Mittelpunkt drei ehemalige Spieler der iranischen Nationalmannschaft standen: Asghar Adibi, Hassan Nayeb-Agha und Bahram Mavadat.

Adibi war siebenfacher Meister des iranischen Fußballpokals und hat an den Asienspielen 1970 in Thailand teilgenommen. Jetzt sitzt er vor 20 Hauptstadt-Journalisten und erinnert an den Kapitän seiner Nationalmannschaft: „Er wurde vom Regime hingerichtet."

Nayeb-Agha bestärkt seinen Landsmann in seiner Kritik an den „Revolutionsführern". Der Teilnehmer an der WM von 1978 in Argentinien sagt auf Englisch: „Es gibt keine Regierung auf dieser Welt, die größere Verbrechen an ihren eigenen Sportlern begangen hat – und das wegen ihrer politischen Überzeugungen."

Er hält das Bild einer lächelnden jungen Frau hoch. Sie trägt das gelbe Hemd ihrer Mannschaft. Sie mußte kein Kopftuch tragen und durfte sich Spiele im Stadion ansehen. Es ist – unverkennbar – ein Bild aus der Zeit vor der Islamischen Revolution von 1979. Auch diese Volleyballspielerin wurde ermordet. Agha stellt weitere Spitzensportler vor, die aus politischen Gründen liquidiert worden sind. So wie Tausende, die dem Regime zum Opfer gefallen sind.

Die Pressekonferenz hat eine berüchtigte iranische Gruppe namens „Iranischer Widerstandsrat" organisiert, der in ihrem Heimatland Terrorangriffe nachgesagt werden und die hierzulande im Visier des Verfassungsschutzes steht. Der „Widerstandsrat" ist laut Verfassungsschutz die „Frontorganisation" der sogenannten Volksmudschahedin. In ihrer Radikalität stehen sie den Mullahs im Iran in nichts nach, aber sie verfolgen andere – wohl auch marxistische – Ziele. Vor dem Ende des ersten Golfkrieges 1988 bildeten sie eine Art militärische Hilfstruppe Saddam Husseins im Kampf gegen seinen Nachbarstaat Iran.

Das Anliegen dieser Gegner der Teheraner Machthaber ist klar: Sie wollen verhindern, daß die Mullahs die Fußballweltmeisterschaft in Deutschland zu Propagandazwecken nutzen.

In etwas mehr als einem Monat wird die „Welt zu Gast bei Freunden" sein. Die Bundesregierung ist an einem ruhigen und reibungslosen Ablauf interessiert. Deswegen haben deutsche Sicherheitsbehörden mit der Teheraner Führung stetigen Kontakt.

Staatssekretär August Hanning hat sogar eine „Sicherheitsvereinbarung" mit seinem Teheraner Kollegen abgeschlossen. Beide Seiten sind ebenso hinsichtlich eines Informationsaustausches übereingekommen wie in Hinblick auf die Einschränkung der iranischen Opposition in Deutschland.

Eine iranische Nachrichtenagentur hat hinterher über die Mullah-Gegner in Deutschland folgendes gemeldet: „Diese Gruppen werden Unsicherheit schaffen, und die Bundesregierung sieht vor, gegen diese vorzugehen, und natürlich ist für die Bekämpfung dieser Anstifter der Unsicherheit eine Zusammenarbeit beider Länder im Informationsaustausch notwendig."

Die größte Sorge der Iraner ist, daß Ahmadinedjad als Besucher nach Deutschland kommt und diesen Besuch als politischen Erfolg ausschlachten könnte. Die Widerständler erinnerten in diesem Zusammenhang an den weltweiten Prestigegewinn Hitlers und der Nazis durch die Olympischen Spiele 1936. Der Kurztrip des iranischen Präsidenten wird angeblich derzeit im Bundesinnenministerium vorbereitet.

Die ganze Situation erinnert stark an 1967, als der Besuch des Schahs gewalttätige Demonstrationen hervorgerufen hatte. Auch damals kam der iranische Herrscher als Staatsgast, gegen den viele seiner Landsleute demonstrierten. Bei einer der gewalttätigen Anti-Schah-Demos wurde der deutsche Student Benno Ohnesorg erschossen – ein albtraumhaftes Erlebnis für die 68er Generation. Ohnesorgs Tod gab der gerade entstehenden Apo zusätzlichen Schwung.

In dieses Bild einer heraufziehenden Konfliktsituation paßt insbesondere auch die Benennung des neuen iranischen Botschafters. Zwei Tage vor der Pressekonferenz ist Akhondzadeh Basti beim Bundespräsidenten gewesen und hat ihm die Akkreditierungsunterlagen Ahmadinedjads vorbeigebracht. „Seine Exzellenz" (Diplomatensprache) residiert in der Podbielskiallee, einer ruhigen Gegend in Dahlem.

Wenn seine Nachbarn wüßten, wer genau der 47jährige ist, könnte es in dem beschaulichen Stadtteil schnell ungemütlich werden. Basti soll 1990 an der Ermordung eines iranischen Regime-Gegners in der Schweiz beteiligt gewesen sein. Vor neun Jahren (!) wurde in der Schweiz Haftbefehl gegen Täter und Drahtzieher des Mordes an Kazem Radjavi erlassen. Gleich als erster Name auf der Liste erscheint der ranghöchste iranische Diplomant in Deutschland: Akhondzadeh Basti.

Die iranische Botschaft verwies bei der Nachfrage bezüglich dieses Haftbefehls auf die Beobachtung der Gruppe durch den Verfassungsschutz und ihre Nähe zu Terroristen. Zum Haftbefehl wollte er sich nur schriftlich äußern. Ein entsprechendes Telefax blieb in den verbleibenden sechs Tagen bis Redaktionsschluß unbeantwortet.

Eine Quote für Tote

Von Harald Fourier

In „Berlin-Mitte" hat eine Frau das Sagen. Zumindest beim ZDF. Denn dort versucht Maybritt Illner, mit ihren Gästen Woche für Woche die Quote von Sabine Christiansen zu überbieten, wobei sie sich thematisch von dieser eigentlich nicht unterscheidet. Schwierig scheint es, Woche für Woche ein neues Thema zum Nabel der Nation zu machen, so daß eigentlich nur noch eines zu diskutieren wäre: „Ist die Quote noch zu halten?"

Das fragen sich neuerdings auch die Berliner. In Mitte wird zunehmend Kritik laut an dem vom Stadtbezirk praktizierten Verfahren zur Vergabe von Straßennamen. Etwa im Fall des preußischen Juden und größten Mäzens der Kaiserzeit, James Simon, dem Berlin die Nofretete verdankt. Er hatte die Ausgrabungen in Ägypten finanziert, die die Büste zutage förderten. Daneben spendete er für das Kaiser-Friedrich-Museum, das heutige Bodemuseum, und für die ersten Volksbadeanstalten der Stadt. Maßgeblich war es sein Anteil, der dazu beitrug, daß die Berliner Museen Weltruhm erlangten. Er reorganisierte und popularisierte die Archäologie und gründete mit anderen zusammen die Deutsche-Orient-Gesellschaft. Damit gehörte er zu dem erlesenen Kreis jüdischer Großunternehmer und Bankiers, die Wilhelm II. an sich zog, und die man später in despektierlichem Tonfall „Kaiserjuden" nannte.

Dieser verdienstvolle Mann ist in Berlin vollkommen vergessen worden. Nicht eine Straße trägt seinen Namen. Und das hat, zumindest in Berlin-Mitte, wo er seine Spuren hinterlassen hat, auch seinen Grund: sein Geschlecht. Schlechterdings ist es nämlich so, daß der Stadtbezirk an einen Mehrheitsbeschluß des Bezirksverordnetenversammlung (BVV) gebunden ist, demzufolge bis zur Erreichung geschlechtlicher Parität nur noch weibliche Straßennamen vergeben werden dürfen. „Das ist bedauerlich", konzediert denn auch Bezirksbürgermeister Joachim Zeller (CDU). Jedoch: Der Zustand dauert an. So müht sich bislang auch Georg Schertz, ehemaliger Polizeipräsident, vergeblich darum, daß eine Straße nach dem in der Weimarer Republik amtierenden mutigen jüdischen Polizeipräsidenten Bernhard Weiß benannt wird, der sich seinerzeit in unzähligen Verfahren mit Joseph Goebbels angelegt hatte, bis er – nach der Machtergreifung Hitlers – ins Londoner Exil gehen mußte.

Das absurde Dogma der geschlechtsspezifischen Gedenkpolitik wird um so deutlicher, wenn man die Einlassungen von Baustadträtin Dorthee Dubrau (Bündnis 90/Grüne) hört. Sie berichtet, daß in dem Bezirksamt hunderte Vorschläge für neue Straßennamen aus der Bevölkerung vorlägen – jedoch ausschließlich für Männer!

Jenseits von Sanssouci

Potsdam hat mehr zu bieten als nur Schlösser – das Militär hinterließ zahlreiche, auch kulturell interessante Spuren

Von Rebecca Bellano

Sommerzeit ist Reisezeit und so werden zahlreiche Berlinurlauber auch mindestens einen Tag für Potsdam und seine Schlösser einplanen. Doch Potsdam besteht nicht nur aus Schlössern, die brandenburgische Hauptstadt war nicht nur Residenzstadt Preußens, sondern auch Sitz des preußischen Militärs.

Nun mag so mancher fragen, warum ein an Kultur interessierter Tourist sich mit Potsdams Militärgeschichte auseinandersetzen sollte, doch wer sich wirklich mit preußischer Vergangenheit beschäftigt, der darf keinen Bogen um diesen wichtigen Aspekt des preußischen Staates machen. Dabei sind in Potsdam viele militärische Spuren auszumachen, die keineswegs mit der Preußen stets nachgesagten Kriegslüsternheit zu tun haben, nein, in Potsdam ist vieles Militärisches häufig auch eng mit Kulturellem verknüpft.

Seit 1713 beherbergt Potsdam Soldaten in seinen Mauern, wobei keineswegs nur die preußische Armee, sondern auch die Wehrmacht, die Rote Armee, die Nationale Volksarmee und die Bundeswehr die Stadt vor den Toren Berlins als Standort wählten. Zahlreiche heute sehr unterschiedlich genutzte Kasernen zeugen von diesen Zeiten.

Im 18. Jahrhundert jedoch, als in Potsdam Friedrich Wilhelm I. entschied, die Stadt in ihrer Bedeutung mehr als Garnisonstadt, denn als Residenzstadt zu nutzen, wurden die Soldaten noch unentgeltlich in Bürgerquartieren untergebracht. Für sie setzte Friedrich Wilhelm I. von 1722 bis 1725 eine Stadterweiterung durch. Der Soldatenkönig bestimmte, daß die Soldatenstube in den Privathäusern ebenerdig liegen und über den Hausflur erreichbar sein sollte, damit bei Alarm ein schnelles Verlassen des Hauses möglich war. Dabei teilten sich meistens zwischen vier und sechs gewöhnliche Soldaten eine etwa 20 Quadratmeter große Stube. Derlei Vorgaben prägten natürlich die Bauweise der Häuser maßgeblich.

Während Potsdam 1713 nur knapp 1500 Einwohner zählte, von denen 150 dem Soldatenstand angehörten, waren es 1738 schon 8000 Militärs und deren Familien, die zwischen nun mittlerweile gut 12000 Zivilisten lebten, von denen wiederum ein nicht unerheblicher Teil indirekt ebenfalls sein Auskommen über das Militär bezog.

Da bei der starken Zunahme an Soldaten eine Unterbringung bei Privatpersonen nicht mehr machbar war, verstärkte Friedrich II. den schon unter seinem Vater eingesetzten Bau von Kasernen in der Innenstadt. Hierbei bevorzugte Friedrich der Große einen nüchternen Baustil, der aber zugleich auch repräsentativ war und nicht nur den Soldaten, sondern auch ihren Familien, wenn auch beengten Wohnraum bot. 1772 ersetzte der Preußenkönig das hölzerne Lazarettgebäude durch einen massiven Steinbau, dessen große Steinfiguren über dem Portal noch heute auf die Funktion des Gebäudes hinweisen.

Wie ein Palast wirkt das „Große Militärwaisenhaus zu Potsdam", in dem es sich allerdings keineswegs so fürstlich lebte, wie der äußere Eindruck vermitteln mag. Wie das Militärwaisenhaus, die „Alte Wache", das Jägertor und der „Lange Stall" ist sogar das berühmte holländische Viertel ein Resultat der militärischen Seite Potsdams. Das im Herzen Potsdams liegende, von einem Holländer erbaute Viertel sollte eigentlich erst holländische Handwerker in die Stadt locken, doch die Bürgerhäuser wurden schon zur Zeit des Soldatenkönigs häufig zur Unterbringung von Soldaten genutzt.

Weniger spektakulär, dafür aber sehr bedeutungsschwanger ist eine mitten zwischen Kopfsteinpflaster verlegte Gedenkplatte. „Hier stand die Turmkapelle der Garnisonkirche", ist dort zu lesen. Ansonsten hält nur noch das Glockenspiel der „Traditionsgemeinschaft Potsdamer Glockenspiel" den Geist der Garnisonkirche am Leben, um deren Wiederaufbau es bis jetzt zahlreiche Streitigkeiten gegeben hat, ohne daß der Besucher Potsdams irgendwelche Ergebnisse wahrnehmen kann.

Auch die etwas außerhalb von Potsdam liegende, im russischen Stil errichtete Kolonie Alexandrowka verdankt ihre Entstehung einer militärischen Vorgeschichte. Schon bei Besuchen seiner mit dem Bruder des Zaren verheirateten Tochter Charlotte 1818 war König Friedrich Wilhelm III. ein russisches Musterdorf positiv aufgefallen. Als der mit ihm im Kampf gegen Napoleon vereinte Zar Alexander 1825 verstarb, entschied sich der Preußenkönig zu Ehren seines einstigen Verbündeten nach dem Vorbild eben jenes Musterdorfes die Kolonie Alexandrowka zu bauen.

Als die 13 Häuser fertig waren, brachte man die noch lebenden, ehemaligen russischen Gefangenen aus der Vorzeit der preußisch-russischen Allianz, die auch nach der späteren Verbrüderung der beiden Monarchien gegen Napoleon in Preußen geblieben waren, dort unter.

Wer sich also auch für die militärische Vergangenheit Potsdams interessiert oder einfach nur etwas anderes als immer nur Schlösser und Kirchen sehen will, dem ist der Reiseführer „Potsdamer Ge(h)schichte – Eine Stadt und ihr Militär" (be.bra verlag, Berlin 2005, 169 Abb., 120 Seiten, 9,90 Euro) ans Herz zu legen.

Von Klaus Rainer Röhl

Barfuß durch die »Bronx«

Der Autor wollte ein paar alte Bekannte von früher in den Berliner Stadtteilen Neukölln und Kreuzberg besuchen. Er benutzte die U-Bahn, den Bus und wanderte zu Fuß durch die Straßen der einst vielgerühmten Vorzeigeviertel der urbanen Multikultur und Lebenskunst. Was ihm da begegnete, kann man vom Auto aus nicht wahrnehmen: Der multikulturelle Traum ist ausgeträumt. Seit die Millionen Senatsgelder nicht mehr wie ein warmer Regen auf die verwahrlosten Bezirke fallen, herrscht Krieg im »Kiez«.

Rauch, Himmel und Licht. Patschuli und Flieder. Der Frühlingswind ist noch kühl, aber man sitzt schon gern in der Sonne.

Restaurants, kleine Läden; Verkaufsstände Tür an Tür. Auf den Bürgersteigen vor den zum Teil frisch restaurierten alten Stuckhäusern sitzen, stehen oder liegen ihre Bewohner, fast ausnahmslos junge Leute. Die meisten flanieren auf der Straße, aber ohne Hast. Alle lachen und rufen sich Grüße oder Termine zu; bis bald. Es ist ein lebhaftes Auf und Ab, Mädchen mit roten Haaren, so hennarot und künstlich, daß sie wie Hüte wirken, junge Männer mit übernächtigten Gesichtern und abenteuerlichen Lang- oder Extremkurz-Frisuren (Glatze mit Wikingerzopf). Manche hocken im Schneidersitz samt ihren an Augenlidern, Nase und Mund „gepiercten“ Mädchen auf Bastmatten im arabischen Café, schlürfen dicken grünen Pfefferminztee und lesen Foucault. Nebenan ist ein „Italiener“, aus dessen offener Tür Operettengeigen zirpen, die Tische stehen draußen, aber viele ruhen lieber entspannt in indischen Korbstühlen im Grünen Garten, probieren genießerisch bei Barcomi frischgerösteten Kaffee aus 13 Ländern der Erde, andere liegen einfach wie absichtslos auf einer weggeworfenen Matratze, Arbeitslose, Schüler, Studenten, Künstler, Ausgeflippte aller Nationen, Araber, Chinesen, Inder – Schwarze, Weiße, Braune, Gelbe, einigt euch und schließt die Reihen – rufen einander Scherzworte in klanglich verschieden gefärbtem Deutsch zu; Deutsch ist, wie ein feinsinniger Redakteur des „Berliner Tagesspiegels“ mal bemerkte, hier die lingua franca – eine völkerverbindende Sprache – da freuen wir uns aber.

Durch diese quirlige, aufgekratzte Theaterlandschaft strömen in großen Pulks Schulkinder in allen Hautfarben, lachend und albernd, mit ihren – wenigen – deutschen Mitschülern, Fahrräder zischen atemberaubend knapp durch die Fußgänger. Alle haben Zeit. Offenkundig auch Geld.

Jeder verkauft jedem irgend etwas. Alte Bettgestelle, Bücher, Nippes, angeblich selbstgedrehten Silberschmuck (in Wirklichkeit Ramschware aus Pakistan und Taiwan; den gleichen Schmuck kann man nächtlich an der Seine oder in Knokke am Strand kaufen, vom immer gleichen Hasch- und Patschuliduft umgeben), Vollwertplätzchen, „Greenpeace“-Poster, „selbstgefertigte“ Matratzen und Hängematten und Korbmöbel (aus Indonesien). Vor ihren Füßen spielen Scharen von Kindern Karate.

Vor einer Tür hockt auf einem Kissen ein sehr blasser, hohlwangiger, nicht mehr ganz junger Mann. Philosoph? Jungfilmer? Soziologiestudent im 30. Semester? Sein nackter Arm ragt aus seinem Wollumhang und hält einen kleinen Plastikbecher, den er den Besuchern entgegenstreckt, und nur seine tiefliegenden Augen sagen: „Haste mal 'nen Euro?“

Hier ist noch Traumland, Multikultiland, Erlebnisurlaub ganzjährig betrieben von einer Traumfabrik namens Berliner Senat, gegründet zur Zeit der rot-grünen Koalition, das ist der schöne, heitere, völkerverbindende Kiez.

Das ist der Kiez, dessen frühere Bewohner, Arbeiter und Rentner, kleine Leute insgesamt, und deren Gemüsehändler, Fleischer und Brötchenbäcker mehr oder weniger vertrieben wurden oder freiwillig wegzogen – oder noch da sind und von ihren Balkons, etwas irritiert durch den täglichen Zirkus, aber auch ein bißchen verbiestert, dem bunten Völkchen da unten zuschauen, abends in der letzten deutschen Bierkneipe ein Bier nach dem anderen trinken, alles Mist, alles Mist rufen und bei der nächsten Wahl die Republikaner wählen – oder die PDS.

Früher war hier eine Arbeitervorstadt. Mietskasernen nannte man die Häuser. Etwa dreihundertfünfzigtausend Arbeiter lebten in Kreuzberg und wählten den SPD-Mann Kreßmann zum Bürgermeister – in dessen Rathaus ich damals die erste Tucholsky-Ausstellung eröffnete. Die Häuser waren verlottert durch Kriegs- und Nachkriegszeit gekommen und hatten meistens kein Bad und keine Etagenheizung. Die Arbeiter versuchten, so gut es ging, am Wirtschaftswunder teilzunehmen, schafften sich einen VW an, schufteten für die Rente und wählten Willy Brandt. Den Kommunismus mit seiner verluderten Wirtschaft verachteten sie und machten viele Witze darüber mit ihrer scharfen Berliner Schnauze.

In der U7 lümmeln ein paar deutsche Halbwüchsige mit überdimensionalen, klobigen Turnschuhen über zwei, drei Sitzplätze. Die alten Leute stehen. Die alten Frauen oder Männer halten die Hände um die Haltegriffe gepreßt, mit etwas verschüchterten Gesichtern (bloß nicht meckern, nicht anecken, nur heil nach Hause kommen!) und sehen zu, wie eine Gruppe junger Türken auf zwei junge Schwarze einredet, Pidgin-Deutsch gegen Pidgin-Englisch, etwas in der Art wie „Wir dich nicht gerufen, Mann“.

Dann fliegt die Tür auf und ein abenteuerlich sogar im Gesicht tätowiertes Pärchen (Punker? Drogenabhängige?) mit zwei filmreif struppigen, Speichel sabbernden Hunden rauscht herein. Wir brauchen Geld. Keine Arbeit, keine Wohnung, Sozialhilfe reicht nicht aus. Dies hier ist eine Art Abkassieren, wie es früher der Schaffner tat. Ziemlich aggressiv. Fast alle geben ein paar Münzen. Die türkischen Jugendlichen lachen nur. Die tätowierten Punks oder Drogenfreaks wollen schon wieder gehen, als auf der nächsten Station ihre Gegenspieler, junge uniformierte Wachleute mit kurzen Haaren, den Waggon betreten, auch sie mit Hunden. Die Hunde knurren verhalten. Die Hundebesitzer starren sich an. Es knistert in der Luft.



Dicht gedrängt flanieren die Besucher am 1. Mai beim Straßenfest im Berliner Bezirk Kreuzberg durch die Straßen: Das „Myfest“ wird seit einigen Jahren von Initiativen und Anwohnern Kreuzbergs selbst organisiert, um ein Gegengewicht zu den Ausschreitungen und Krawallen am Rande der Mai-Demonstrationen zu setzen.

Trotzdem atmen einige von den alten Rentnerinnen spürbar auf und lächeln den jungen Wachmännern aufmunternd zu, endlich mal.

Vom Hermannsplatz einbiegen in die breite, endlos lange Sonnenallee, die sich in viele Nebenstraßen verzweigt. Straßenbild und Passanten täuschen das Bild einer rein türkischen Stadt vor. Mit deutscher Minderheit, kurz vor der Flucht. Kaum ein deutsches Ladengeschäft – auf vielen hundert Metern. Vielleicht sitzen irgendwo in diesen Häusern noch ein paar deutsche Rentner und kinderreiche Familien, die nicht rauskönnen, die niemand hier rausholt. Weg wollen sie alle. Der kleine Papierladen, eingeklemmt zwischen unzählige türkische Läden und Firmen, will demnächst zumachen. Auch die letzte Altberliner Bierkneipe an der Ecke Elbestraße macht dicht. Kommt ja abends keiner mehr hin.

Hier gibt es kein Multikulti und erst recht keinen Schmelztiegel. Es ist eine türkische Stadt, die größte außerhalb der Türkei, mit Reisebüros, Banken, Großhändlern, Maklern; sogar ein riesiges Modegeschäft für Hochzeits- und Beschneidungsfeste findet sich in der Sonnenallee. Ist auch nötig, denn wenn die von ihren Mamas gehätschelten jungen Türken sich ausgetobt haben in ihrer Stadt und die väterliche Dönerbude zu einem „Italiener“ oder „Spanier“ umgebaut haben, werden sie heiraten. Ein Mädchen, das unter dem Kopftuch und in der Furcht vor dem Herrn großgeworden ist, möglichst aus dem Mutterland. Sicherlich heiraten sie nicht eine der halbemanzipierten, aufgeklärten Schwestern ihrer Freunde aus dem feministischen Ausländerprojekt MaDonna in Neukölln. Im Gegenteil. Frauengruppen, besonders lesbische, werden zunehmend zu einem Ziel türkischer Gewaltkriminalität. Das haben die jungen Machos gar nicht gerne, daß ihre Schwestern abends noch ins Frauenprojekt oder in die Frauenkneipe gehen und vielleicht sogar noch einkaufen im feministischen Sex-Shop und Reizwäscheladen Weibration am Alfred-Döblin-Platz; oft genug überfallen die Jugendgangs lesbische Frauen oder pöbeln sie zumindest an.

U-Bahnhof Kottbusser Tor. Die Menschen, die hier aus der U8 steigen oder vor dem Bahnhof stehen, sind fast ausnahmslos Türken. Riesige Wohnmaschinen, von einem zutiefst menschenfeindlichen Architekten erdacht, bis hoch zum Balkon von groben, phantasielosen Graffiti bedeckt (Berlin hat zwölftausend Graffiti-Schmierer) sind der überwältigende erste Eindruck. Dann fällt der Blick auf die Islam-Bank, das Reisebüro Hara Yollari, die Türkish Airlines, eine türkische Spedition, wir biegen ein in die Oranienstraße, oder sollten wir besser sagen Orhaniye? Kein Berlin-Besucher wird vom Senat hierhergeführt, kein Politiker geht zu Fuß durch diese „Bronx“. Es ist eine fremde, harte, gar nicht sehr gastliche Welt, ein wenig wie das abgeriegelte Türkenviertel von Nikosia, eine Art Ostberlin auf der schönen griechischen Insel Zypern.

Oranienplatz, Adalbertstraße, Mariannenstraße, Mariannenplatz, Skalitzerstraße bis Görlitzer Bahnhof, heute mehrheitlich Gülizar genannt. Hier ist jeder zweite Einwohner Türke, bei den Kindern und Jugendlichen ist der Anteil sehr viel höher. Gar nicht multikulti und fröhlich, eher provozierend wirken die lärmenden Gruppen von türkischen Halbstarken, die, in modische Sportklamotten gekleidet, schon mal untergehakt den ganzen Bürgersteig einnehmen und Selbstbewußtsein demonstrieren.

Es ist diese Vielzahl, die das Umkippen des Viertels sichtbar macht, Hunderte, Aberhunderte flanieren auf dieser einen Straße, dazwischen die fröhlich zwitschernden Zweier- und Dreiergruppen türkischer Schülerinnen, eingewickelt in Kopftücher und Schlabberhosen bis zur Zehenspitze. Sie müssen schnell nach Hause, da dürfen sie das Kopftuch ablegen, helfen der Mutter in der Küche und hüten die vielen kleinen Geschwister. Es ist auch ihre Stadt. Ihre und die der deutschen Sozialhilfeempfänger und Problemfamilien, die verstärkt in die freiwerdenden Wohnungen eingewiesen werden, Alkoholiker oft oder Drogenabhängige.

Der Regen macht die Riesenlöcher im Bürgersteig sichtbarer, in jedem der Löcher bildet sich eine tiefe Pfütze. Zwischen den Pfützen breiten sich unübersehbar viele Haufen von Hundekot zu breiten Fladen aus.

Also gehen wir schwimmen? Geht auch nicht mehr. Es wimmelt angeblich von Pilzen, die ohnehin seit drei Jahren die Modekrankheit aller Alternativen sind, im großen neuen Spaß- und Freizeitbad – von tagelang nicht gewaschenen Füßen in billigen Kunststoffsöckchen, die in den teuren Marken Turnschuhen der Kinder Stecken; überzeugen Sie sich selbst – im Erlebnisbad.

Türkische Mädchen dürfen ohnehin von der fünften Klasse an nicht ins Schwimmbad, wenn auch nur die geringsten Anzeichen von Weiblichkeit sich zeigen, wenn die „Kopftuchzeit“ beginnt. In der Schule dürfen sie nicht mitturnen, aber ihre 68er Lehrerin ist voller Verständnis. Klar, das verstehen wir, eine andere Mentalität, aber dafür machen wir morgen ein gemischtes Klassenfest mit türkischen Teppichen an der Wand und kleinen Häppchen und Saft, jeder soll etwas kochen und mitbringen. Die türkischen Mütter bringen Pommes frites mit Mayo und Ketchup mit. Sie wissen, was ihre Jungens wollen, auf keinen Fall Fladenbrot und Knoblauchquark, das bringen nur die Deutschen mit zum Kinderfest.

Und die vielen Sozialhilfe- und Asylantenkinder spielen heimlich und mit großer Spielfreude (Da müßte man ansetzen, meint die Lehrerin) Karate- und Horrorfilme nach, die sie am Abend vorher gesehen haben, und die die deutschen alternativen Kinder nie sehen dürfen – die meisten dieser Familien haben gar kein Fernsehen. Höchstens ein ganz kleines, altes Schwarzweißgerät, um Nachrichten zu sehen, den Irakkrieg oder die drohenden Transporte mit Atommüll.

Die alternativen Lehrerinnen sind, ehrlich gesagt, ziemlich am Ende ihres Soziologenlateins. Sie werden von den türkischen Eltern oft abgelehnt, weil „sie nur eine Frau sind“ und können viele der jede Woche massenhaft aus den türkischen Provinzen nachziehenden analphabetischen Bauernkinder kaum verstehen, obwohl sie – Höhepunkt des Irrsinns – ihrerseits Türkischkurse besuchen. Aber in der Umgebung der Nüringerschule sprechen die Kinder fast nur die Provinzdialekte von Denizli und Samsun am Schwarzen Meer. So kann natürlich kein Kind integriert werden. Die Kinder können am Ende zwar den Koran auswendig, aber weder richtig Deutsch noch Türkisch.

Bei Erreichen von etwa 80 Prozent Ausländeranteil in den Schulklassen melden linke Eltern, die eben noch „tief betroffen“ eine Demonstration oder eine Mahnwache gegen Ausländerfeindlichkeit organisiert haben, ihre Kinder unter den abenteuerlichsten Begründungen in Neukölln und Kreuzberg ab und in einem der noch nicht umgekippten Berliner Bezirke an. Plauderte die „taz“ aus dem alternativen Nähkästchen.

Über die jugendlichen Banden der arbeitslosen Türken, die sich das Geld für ihre Modeklamotten und Designerturnschuhe einfach klauen (Türken betteln nie!), wird ein besonders feines linksdrehendes Soziologenblech geredet: Was bleibt, sind individuelle Überlebens- und Darstellungsstrategien, die selbstorganisierte Umverteilung gesellschaftlichen Reichtums und das Zurschaustellen der eigenen physischen Existenz. Von der Öffentlichkeit werden die Protestformen dieses Lumpenproletariats in Markenklamotten als Vandalismus, Kriminalität oder Machogehabe interpretiert.

Die „taz“ schlägt Alarm: Wir erleben im Moment im linksliberalen Milieu ein lustvolles Türkenbashing. Au Backe. Türkenbashing heißt auf deutsch Türkenklatschen, ein Wort aus der Sprache der Skinheads. Ausländerfeindlichkeit im linken Lager?

Das Folgende muß nicht übersetzt werden: Endlich darf, ja muß über das geredet werden, was man bislang dem politischen Gegner auf der Rechten mit emphatischer moralischer Geste vorbehalten wollte – Fundamentalismus, türkische Gewaltkultur und Nationalismus. Die bunten Multikulti-Jahre sind vorüber. Im Kiez herrscht der Kampf.

»Durch nichts zu ersetzen«

Offener Brief an Ursula von der Leyen – Hausfrau wehrt sich

In einem offenen Brief an Bundesfamilienministerin Ursula von der Leyen hat sich eine Hausfrau und Mutter aus Hamburg gegen ein, wie sie schreibt, „Berufsverbot“ gegen ihren „Hauptberuf als Mutter von drei Schulkindern und Hausfrau“ gewandt, obwohl „ich mir nichts habe zuschulden kommen lassen“, denn „ich erledige meine Aufgaben mit großem Engagement, mache wenn nötig Überstunden, habe kaum Fehlzeiten und sorge immer für eine adäquate Vertretung“. Das Verbot sieht die im Erwerbsberuf als Kinder- und Schulärztin sowie als Familientherapeutin tätige Hausfrau darin, daß die Ministerin beabsichtige, „die Ganztagsbetreuung für Kinder jeden Alters“ auszubauen und „verpflichtende Ganztagsschulen“ einzuführen. Die Ministerin nehme „mir damit mein wichtigstes Betätigungsfeld und den Kindern eine individuelle Erziehung!“ Die Unterzeichnerin habe sich, „wie viele Frauen in Deutschland, freiwillig und aus innerer Überzeugung für die Ausübung meines Lieblingsberufes entschieden, nämlich Mutter zu sein, und empfinde das als meine eigentliche Berufung und Aufgabe. Erziehung ist oft spontan – Kinder fragen und dann gibt man eine Antwort, was die Präsenz voraussetzt.“ Diese liebevolle Präsenz solle nun von Staats wegen abgebrochen werden. Aber „Mutter zu sein bedeutet für mich im wesentlichen, für meine Kinder da zu sein und viel Zeit mit ihnen zu verbringen, um sie auf dem Weg zu einem verantwortungsbewußten Menschen begleiten zu können“. Das machten die Pläne der Ministerin zunichte.

Die an Medien, Politiker und Wissenschaftler gerichtete E-Mail begründet die offene Beschwerde mit dem großen Engagement bewußter Mütter und Hausfrauen für ihren Beruf. „Bisher habe ich meinen Job gut gemacht: Ich habe für die Kinder gesorgt, als sie klein waren; ich habe Nächte durchwacht, als sie krank waren; ich habe hinter ihnen gestanden, wenn es Schulprobleme gab oder Phasen mit wenig Motivation zu überstehen waren, wenn es Liebeskummer gab; ich habe ihre Fähigkeiten gefördert; habe diskutiert, wenn es um Mobbing, Gewalt oder Drogenkontakt ging. Ich habe auch an meiner Persönlichkeit gearbeitet, habe mich fortgebildet, Kurse in Babymassage besucht, Erziehungsbücher und Was-ist-was-Bücher gelesen, wurde Fachfrau für gesunde Ernährung, bringe die Talente der Kinder zur Entfaltung, habe gelernt, drei Dinge gleichzeitig zu tun, täglich trainiere ich Gesprächsführung und Controlling, habe gelernt, positiv zu denken.“ All das mache trotz der enormen Belastung „Spaß, und ich möchte nicht eine Minute missen!“

Der mit Maria Steuer unterzeichnete Brief fragt: „Kann die Gesellschaft es sich leisten, auf solch eine Arbeit zu verzichten, wie sie nur Mütter und Hausfrauen beziehungsweise Familienmanagerinnen vollbringen? Glauben Sie wirklich, daß Erzieherinnen oder Pädagogen meinen Job besser machen? Ich akzeptiere durchaus Mütter, die so wie Sie andere Lieblingsberufe haben. Warum wird dann nicht umgekehrt akzeptiert, daß ich gerne Mutter und Hausfrau bin?“ Ihr scheine es fast so, als ob die Ministerin ihren eigenen „Lebensplan als den allein glücklich machenden“ betrachte und nun „über die Geldverteilung den Rest der Mütter zwingen“ wolle, „eben diesen auch zu leben. Von Wahlfreiheit kann so nicht die Rede sein, ...“

Offenbar steht hinter dem Brief eine Anzahl von Befürwortern in Verbänden und Vereinen, denn in einem P.S. fügt Frau Steuer hinzu: „Sollten Sie Interesse an Fachliteratur haben, die Ihnen wissenschaftlich belegt, daß meine Erziehungsarbeit durch nichts zu ersetzen ist ... schauen Sie sich die Homepage www.familien-ev.org an.“ *lim*



Glaubt an das, was sie macht: Ursula von der Leyen

Nur ein Signal

Elterngeld wird wegen Ungleichbehandlung weiter für Mißstimmung sorgen

Von Jürgen Liminski

Für die große Koalition läuft alles nach Plan. Die Reichensteuer tut den kleinen Leuten nicht weh, wird nur ein paar Reiche vertreiben (die allerdings auch Arbeitsplätze mitnehmen), die Gesundheitsreform steht auf einer Zeitschiene und das Elterngeld wird als große Errungenschaft, als Fortschritt in der Familienpolitik verkauft. Viele Journalisten werden das auch so sehen, schließlich haben die meisten von ihnen keine Kinder und somit auch nicht dieses Problem. Aber die Eltern haben ein Problem. Denn die Kosten des Elterngeldes, rund vier Milliarden Euro werden geschätzt, machen die Mehrbelastung für Familien bei weitem nicht wett. Die Mehrbelastung hat konkrete Namen: Abschaffung der Eigenheimförderung, Wegfall der Pendlerpauschale, Verkürzung der Bezugsdauer des Kindergeldes, demnächst die Erhöhung der Mehrwertsteuer – all das summiert sich zu deutlich mehr als zehn Milliarden Euro. Diese Koalition macht ihr Geschäft mit den Familien – und die Familien ärmer.

Das sind die Fakten, sozusagen das wirkliche Leben. Das wissen die Familien, und ihre Wut wächst. Denn ihre für die Zukunft dieser Gesellschaft überlebensnotwendige Arbeit wird nach wie vor diskriminiert. Der offene Brief einer Mutter und Hausfrau, hinter der die schweigende Mehrheit von Müttern und Familienmenschen steht, ist nur die Spitze des Eisbergs. Darauf haben auch andere am Tag der Arbeit hingewiesen, etwa der Familienbund der Katholiken in Bayern, der vor einer weiteren Vergötzung der Erwerbsarbeit und der Geringschätzung der Familienarbeit eindringlich warnt.

Familienarbeit, das ist die Bildung von Humanvermögen, also der Aufbau von Alltagskompetenzen, von den grundlegenden Fähigkeiten des Menschen. Das ist zum Beispiel das lernen können, das miteinander umgehen können, Ausdauer haben sowie Gefühle einordnen können. Das sind auch Fähigkeiten, die die Wirtschaft dringend braucht. Und es sind Fähigkeiten, die nicht durch Betreuung vermittelt werden, sondern durch eine liebevolle Erziehung. Keine Erzieherin kann eine liebende Mutter ersetzen. Die Bindungsforschung und die Hirnforschung sagen uns seit Jahren, wie wichtig, ja wie vital die emotionale Stabilität für das Kleinkind ist, damit es im Vertrauen darauf Erfahrungen machen und so Humanvermögen bilden kann.

Das Problem der aktuellen deutschen Familienpolitik ist die ihr zugrundeliegende Erwerbsideologie. Nicht das Wohl des Kindes steht im Mittelpunkt, sondern die Frage: Wie können wir den Eltern, in der Regel also den Frauen, die Doppelbelastung von Familie und Erwerbsberuf organisieren? Die Frage ist wichtig und sollte ihren Platz im öffentlichen Diskurs haben. Aber man sollte sie nicht mit Familienpolitik verwechseln. Das Elterngeld soll nun alles besser machen. Es verfolgt einen richtigen Ansatz, weil es als Lohnersatz erstmals die Arbeit zu Hause indirekt anerkennt. Aber um Wirkung entfalten zu können, sind die Beträge zu klein, ist die Dauer zu kurz, der Empfängerkreis zu eng. Auch die zwei zusätzlichen Vätermonate machen den Braten nicht fett und müssen erst mal vor dem Bundesverfassungsgericht bestehen, weil Alleinerziehende jetzt gegen eine Ungleichbehandlung klagen könnten. Ganz zu schweigen von den Frauen, die „nur“ als Mütter tätig sind, auch sie könnten klagen. Nein, mit dieser Maßnahme wird es nicht mehr Kinder geben, schon gar nicht nach den Kürzungen im Konjunkturjahr 2006. Es ist eben nur, wie die Familienministerin richtig sagt, ein Signal. Ein dürftiges Signal ist es, mehr nicht.



Gedanken zur Zeit:

Flucht ins globale Dorf

Von Ulrich Schacht

Kein offizielles Institut der Bundesrepublik Deutschland könnte einen bekannteren, gewichtigeren, berühmteren Namen tragen als das „Goethe-Institut“, das seit seiner Gründung im Jahre 1951 ein kulturpolitisches Instrument der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes war und seit 1976 den Status eines unabhängigen Kulturinstituts in vertraglich geregelter Bindung an das Auswärtige Amt hat.

Letzteres bedeutet, daß das „Goethe-Institut“ nach wie vor aus dem Etat des Außenministers finanziert wird, ansonsten jedoch so ziemlich tun und lassen kann, was es will, also was seine Statuten an Auftragsrichtung und Programmzielen hergeben. In der offiziellen Sprache des Instituts lesen diese sich so: „Wir fördern die Kenntnis der deutschen Sprache im Ausland und pflegen die internationale kulturelle Zusammenarbeit. Darüber hinaus vermitteln wir ein umfassendes Deutschlandbild durch Informationen über das kulturelle, gesellschaftliche und politische Leben.“

Die konkrete Arbeit, die sich daraus ergibt, wird zur Zeit weltweit in 128 Instituten im Ausland und 13 Dependencen im Inland geleistet. An der Spitze des „Goethe-Instituts“ steht seit längerem die Juristin und ehemalige Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts Jutta Limbach (SPD). Daß sich die kaderpolitische Auswahl im Leitungsbereich der Zentrale wie der einzelnen Institute überwiegend und seit langem vom Personaltableau des sozialliberalen Mainstreams bedient – 1970 formulierte der Soziologe Ralf Dahrendorf in offiziellem Auftrag „Leitsätze für die auswärtige Kulturpolitik“ –, in der Fischer-Ära angereichert um gut zu versorgende und zahm gewordene Alt-68er-Kulturkämpfer, versteht sich naturgemäß von selbst.

Die bundesrepublikanische Linke hat, im Unterschied zu den Konservativen des Landes, immer einen ebenso aggressiven wie hegemonialen Kulturbegriff operativer Natur gehabt und praktiziert. Da viele von ihnen mit einem geradezu metaphysisch verankerten antideutschen Ressentiment ausgestattet sind, hat man mit ihnen in nicht wenigen Fällen Böcke zu Gärtnern gemacht: So sagte der Leiter des Krakauer „Goethe-Instituts“ einmal in schöner oder besser: zynischer Offenheit zu einem Schriftsteller-Stipendiaten aus Deutschland, daß er für deutsche Kultur eigentlich nichts übrig habe.

»Goethe-Institute« leiden unter akutem Finanzmangel

Logisch auch, daß entspannungskritische Schriftsteller und Journalisten in den 80er Jahren nur ungern gesehene Gäste des „Goethe-Instituts“ waren und kaum eingesetzt wurden. Für dezidiert konservative Autoren und Intellektuelle, die dem rot-grünen Gesellschaftsprojekt kritisch gegenüberstanden, hat sich das bis heute nicht geändert.

Eine diesbezügliche programmatische Binnenpluralität ist daher beim „Goethe-Institut“ nur spurenelementhaft auszumachen. Daran wird auch eine große Koalition unter einer CDU-Kanzlerin nichts ändern: Zum einen liegt der ministerielle Zugriff bei der SPD, zum anderen ist CDU-Kulturpolitik seit langem nicht viel mehr als ein forcierter Anpassungsprozeß an „moderne“ global-multikulturell ausgerichtete Nivellierungsprozesse, wie sie sich gesellschaftsstrukturell und politikphraseologisch eingeschliffen haben. Seit einigen Tagen nun sind Institut und Präsidentin jedoch ein weiteres Mal ins Gerede gekommen, vor allem ins feuilletonistische. Denn ein weiteres Mal basteln sie und ihre Finanz- wie Programmstrategen innerhalb des Hauses angesichts erneut knapper werdender Finanzen an „perspektivreichen Auswegen“ aus der Misere. Die paradoxe Formel kann in ihrem dramatischen Gehalt am besten an konkreten Zahlen verdeutlicht werden: Gab es für die weltweite Arbeit im Jahre 2001 noch gut 123 Millionen Euro, so stehen in diesem Jahr nur knapp 107 Millionen Euro zur Verfügung. Deutschlands seit Jahrzehnten wuchernde Finanzmisere – das Werk einer parteienübergreifenden politischen Funktionselite, die ideologiebesoffen oder klientelhörig in der Vergangenheit Milliarden und Abermilliarden in unüberbietbarer Verantwortungslosigkeit zum Fenster hinausgeschleudert hat –, diese immer deutlicher werdende Strukturkatastrophe deutscher Politik macht natürlich auch nicht Halt vor einem Institut, dessen Arbeit zu Beginn der 70er Jahre immerhin noch der Rang einer „dritten Säule“ der deutschen Außenpolitik zuerkannt wurde.

Die ständig steigenden Mittelkürzungen haben aber mitnichten die Führung des Instituts dazu veranlaßt, laut und deutlich in Protest zu gehen oder gar mit Rücktritt zu drohen. Vielmehr haben sie jene deutsche Politikeigenschaft inspiriert, der es auf Verwaltungsebene noch immer gelungen ist, aus der jeweiligen Not eine effektive Untugend werden zu lassen, die im primär ideologisch begründeten Eliminieren besteht. Auslöser für den öffentlichen Aufschrei waren die institutseigenen Überlegungen, aufgrund der Kündigung des Mietverhältnisses des „Goethe-Instituts“ in Kopenhagen gleich das ganze Institut wegzusanieren. Natürlich wurde diese geplante Operation in den hausinternen und zu Papier gebrachten Überlegungen (in der Münchner Zentrale denkt man an die Schließung von 40 bis 60 Auslandsdependencen) sogleich ideologisch überhöht und als Konsequenz einer Entwicklung dargestellt, die „Goethe-Institute“ in Europa, also im bisherigen und von der europäischen Geschichte her auch mehr als gerechtfertigten Kernzielgebiet des Auftrags, in Prinzip und Tendenz überflüssig machten. Mit den Worten Jutta Limbachs: „Seit dem Fall des Eisernen Vorhangs ist uns klar, daß wir nicht mehr 42 Prozent unseres Budgets nach Westeuropa geben können, sondern daß wir auch darüber nachdenken müssen: Was machen wir mit dem Nahen Osten? Was machen wir in Indien und Asien, und da müssen Umschichtungen des Budgets notwendigerweise stattfinden.“

Was hier deutlich wird, ist zweierlei: Zum einen die stillschweigende Übernahme eines außenpolitischen Wirkungskonzeptes, das sich an der globalen Präsenz deutscher Militäreinheiten zur „Konfliktlösung“ orientiert und der genuine Politikbeitrag der rot-grünen Bundesregierung war, deren Mitglieder früher nicht hysterisch genug in Pazifismus machen konnten, mit ihrem Machtantritt aber „Deutschland am Hindukusch“ zu verteidigen begannen oder demnächst Bundeswehrregimenter in den Kongo schicken.

Zum anderen hätte Deutschland, wenn das Kriterium wirklich der Fall des „Eisernen Vorhangs“ wäre, wie Jutta Limbach sagt, alle Hände voll zu tun vor allem in Europa. Genauer: in Osteuropa! Denn dort gibt es ein elementares, historisch tief tradiertes Bedürfnis nach einem Austausch mit deutscher Kultur in ihrer ganzen Bandbreite. Das hätte auch deshalb seinen besonderen Sinn, weil Deutschland schon immer eine traditionelle Brückenfunktion zwischen dem Westen und Osten Europas innehatte und hier substantielle Mittlerdienste im Rahmen europäischer Einigungspolitik leisten könnte wie kein anderer.

Institute wollen sich aus Europa zurückziehen

Von den darin liegenden ökonomischen Potenzen und Vorteilen ganz zu schweigen. Doch in geopolitischen Kategorien und Konzepten dieser Art vermag das vom westdeutschen Sonderbewußtsein geprägte Establishment der Spät-68er-Republik mitnichten zu denken. Es denkt noch immer zuerst und zuletzt in seinen internationalistischen, nun universalistisch aufdrapierten Fortschrittsideologemen. In der Sprache eines „Zehn Thesen“-Papiers „zur Rolle des Goethe-Instituts“ aus der Zentrale in München klingt das so: „Im zusammenwachsenden Europa wird Kultur zunehmend transnational definiert, wie auch die Öffnung der deutschen Kultur seit der Nachkriegszeit gezeigt hat. Internationaler Kulturaustausch bedeutet zukünftig weniger nationale Repräsentanz als die Vermittlung in sich vielstimmiger, oft multikultureller Szenen ... Das Goethe-Institut ist eine europäische Kulturinstitution.“ Abgesehen davon, daß man Frau Limbach mit dieser These ja nach Brüssel schicken könnte, um dort das fehlende Geld zu holen – hätte man in München zuvor nicht bei Franzosen, Briten, Dänen, Norwegern, Polen, Tschechen und Russen nachfragen sollen, ob die ebenfalls so eisern an eine „transnationale“ Definition von Kultur im zusammenwachsenden Europa glauben? Oder ob ihnen diese deutsche Tonlage nur fürchterlich bekannt vorkommt?

Von SVERRE GUTSCHMIDT

Endzeitstimmung bei Labour

Versäumte Abschiebung ausländischer Straftäter bringt Regierung ins Wanken

Die britische Arbeiterpartei Labour kommt derzeit aus den Negativschlagzeilen nicht heraus: Innenminister Charles Clarke entläßt trotz Warnungen seines Ministeriums über 1000 verurteilte Straftäter ausländischer Herkunft, ohne sie, wie vom britischen Gesetzgeber gefordert, abschieben zu lassen oder eine Abschiebung wenigstens zu prüfen. Die britische Polizei offenbart zeitgleich, London sei „außer Kontrolle“. Und beides geschieht mitten im Kommunalwahlkampf, in dem Labour eigentlich mit dem Thema Kriminalitätsbekämpfung auftrumpfen wollte.

Konservative und Liberaldemokraten riefen nach Rücktritt, und tatsächlich legte Innenminister Charles Clarke ein entsprechendes Gesuch Premier Blair vor. Was war geschehen? – Ein Skandal, vergleichbar der deutschen Visa-Affäre, nur weitaus weniger inszeniert und mit einem von noch größerer Dreistigkeit geleiteten Hauptdarsteller, erschüttert Großbritannien. Das Innenministerium sei ein „Monster“ und unfähig, mit besonderen Gefangenen umzugehen, so David Ramsbotham, seit 2001 britischer Chefinspekteur für Gefängnisse. Über 1000 Nicht-Briten, die sich strafbar gemacht hatten, waren nach Verbüßung ihrer Haft entgegen geltenden Gesetzen einfach freigelassen worden, darunter gefährliche Straftäter. Clarke wußte nachweislich seit Monaten davon, dennoch kamen auch nach Warnhinweisen weiter Hunderte frei.

Im August vergangenen Jahres war Clarke alarmiert worden. Gegen seine Amtsführung spricht, daß ein Viertel der ohne die anschließende Abschiebung Freigelassenen nach dieser Warnung an den Minister entlassen wurde. Es stellte sich sogar heraus, daß die unüberwachten Freilassungen seit diesem Tag im vergangenen Sommer eher noch schneller vonstatten gingen. „Tödlich in Verlegenheit gebracht“ habe der Skandal Clarke, so David Davis, konservativer Innenexperte und Hoffnungsträger für den Posten im Schattenkabinett. Aufgrund dieses „sträflichen Versagens, die Sicherheit der Öffentlichkeit zu wahren“, sei Clarke nicht mehr tragbar. Auch aus den eigenen Reihen kamen, wenn auch sehr verhalten, Rücktrittsforderungen. Die Labour-Abgeordnete Lindsay Hoyle sagte: „Die Öffentlichkeit erwartet von gewählten Vertretern, daß sie über ihre Position nachdenken, wenn so etwas passiert.“

Bis zuletzt hatte Clarke von „sehr, sehr wenigen Gefangenen“ gesprochen, die nach seiner Intervention noch freigekommen wären. Anders als bei der deutschen Visa-Affäre spielen beim Versagen der Clarkschen Behörde allerdings ideologische Gründe eine geringe Rolle, ist das Versagen offenbar Unfähigkeit oder Gleichgültigkeit geschuldet. Schon Anfang 2005 will die Labour-Regierung die grundlegenden Abstimmungsprobleme zwischen der Gefängnis- und der Immigrationsbehörde abgestellt haben. Im Februar dieses Jahres wurde klar: Die Regierung setzt nach wie vor das geltende Recht nicht um, schiebt kriminelle Ausländer nicht ab – inzwischen im siebten Jahr. Diese nach britischem Recht eigentlich unmittelbar nach der Haftentlassung abzuschiebenden Ausländer sind keineswegs nur Kleinkriminelle – Vergewaltiger und Pädophile sind darunter. Selbst wenn sie Briten wären, hätten viele der Freigekommenen wegen der Schwere ihrer Taten von Gesetz wegen überwacht werden müssen. „Systematisches Versagen über einen sehr langen Zeitraum“ konstatierte daher sogar Premier Tony Blair. Nun beginnt die Polizei, wenigstens die 80 gefährlichsten Täter ausfindig zu machen, unter ihnen fünf Mörder.



Unter Druck: Tony Blair (r.) und Charles Clarke

Weder Polizei noch Einwanderungsbehörde waren über den Verbleib von mindestens 355 der zirka 1000 eiligst Freigesetzten informiert worden, mußte Clarke einräumen. Die ganze Affäre wächst sich für Clarke und Labour zu einem Reigen der Peinlichkeiten aus. Erst Mitte April hatte Clarke verkündet, gefährliche Kriminelle, die auf Bewährung „draußen“ sind, generell stärker überwachen zu wollen. Sie sollten so von erneuten Taten abgehalten werden – nun hat er bewiesen, wie „ernst“ es ihm damit ist.

Doch der Abschiebungsskandal um Innenminister Clarke und seine linkische Laxheit ist nur der Gipfel eines Eisberges – es kommen noch mehr scharfe Kanten, die ritzen an Labours Image. „Mittwoch des dreifachen Fluchs“ titelte die britische Presse auch mit Blick auf das Negativ-Echo, das derzeit anderen Labour-Ministern wie der für Gesundheit zuständigen Patricia Hewitt entgegenschlägt. Ein weiterer Tiefschlag für Tony Blairs Glaubwürdigkeit kam tags zuvor ausgerechnet von der britischen Polizei Scotland Yard. Es bestehe die Gefahr, daß ganze Gemeinden im großen Stil durch organisiertes Verbrechen durchsetzt seien, so die Londoner Zentrale. Die Hauptstadt sei zur Drehscheibe einer kriminellen Schattenwirtschaft verkommen. 170 Banden aus 22 Bevölkerungsgruppen hätten das Heft des Handelns in der Hand.

Der größte Teil der Taten werde gar nicht mehr entdeckt, so der Agent Bob Murill der Polizei-Spezialeinheit „operation maxim“. In manchen Stadtteilen werde inzwischen die n i c h t - k r i m i n e l l e Bevölkerung im großen Stil in die Geschäfte der Gangster hineingezogen. Tariq Ghaffur, der in den 90er Jahren seine Karriere als erster Polizeibeauftragter für ethnische Minderheiten begann, spricht davon, daß „Gemeinden in London im großen Stil kontaminiert“ würden. „Es ist außer Kontrolle geraten“, resümiert der leitende Agent Murill.

Der britische Bobby, der klassisch uniformierte, unbewaffnete Quartierspolizist, der sein Viertel kennt, hat ausgedient – auch dank Labours Polizeipolitik. Konservative Forderungen nach neuer sichtbarer Polizeipräsenz wies Labour zurück, das jüngste Experiment einer Wiederbelebung des Bobby in New Earswick nahe York wurde abgebrochen. Die Bürger hätten Angst bekommen, heißt es. Offenbar gibt es jedoch nicht nur bei traditionellen Polizeiaufgaben, sondern auch bei Top-Ermittlern Defizite.

Obwohl gerade London zu den polizeilich am besten überwachten Städten der Welt gehört, praktisch jeder verkehrsreiche öffentliche Platz von Videokameras vor die Linse genommen wird, bedroht das Verbrechen nun sogar diesen Welt-Finanzplatz. Callum McCarthy, Vorsitzende der Finanzaufsichtsbehörde, warnt: „Es zeigt sich zunehmend, daß organisierte kriminelle Gruppen ihre eigenen Leute direkt bei den Finanzdienstleistern plazieren.“ Während Labour die Kriminalität im öffentlichen Raum eingedämmt und unter Kontrolle wähnt, blüht sie im Verborgenen, gehen der britischen Wirtschaft jährlich 21 Milliarden Euro allein durch Finanzbetrug verloren. 36 Milliarden Euro würden vor allem von Drogenkartellen im Land „gewaschen“, so McCarthy.

Blairs Versuch, das Organisierte Verbrechen zu einem Hauptthema der in wenigen Tagen anstehenden Kommunalwahlen zu machen, dürfte so nicht nur dank Clarke zum Scheitern verurteilt sein. Labour ist in Meinungsumfragen auf dem tiefsten Stand seit 1987 angekommen.

Energiegeladen

Deutsch-russische Gespräche in Tomsk erreichten neues Niveau

Von DIETRICH ZEITEL

Bei den deutsch-russischen Konsultationen in Tomsk, die letzte Woche stattfanden, ließen sich durch alle diplomatischen Floskeln hindurch Verstimmungen heraushören. So äußerte sich Angela Merkel im Hinblick auf die zum Medienthema gewordene Energiepartnerschaft mit Rußland mit den aussagekräftigen Sätzen: „Es ist natürlich so, daß wir in Europa und auch in Deutschland Rohstoffe brauchen ... Es ist gut, daß wir mit Rußland sprechen können.“ Gesprochen haben sie in der Tat miteinander, Merkel und Rußlands Präsident Putin, und zwar auch über die Reizthemen Alexander Lukaschenko, die neue Hamas-Regierung und natürlich über das Atomprogramm des Iran. Hier scheint Putin wohl aber aus der Sicht Merkels eine gewisse Unnachgiebigkeit gezeigt zu haben, die die deutsche Kanzlerin mit der vielsagenden Formulierung, daß man „ungewöhnlich intensive Gespräche“ geführt habe, umschrieb. Deutlicher wollte sie sich nicht äußern, was angesichts eines Warenaustauschs in Höhe von etwa 32 Milliarden Euro zwischen beiden Ländern wohl auch nicht angezeigt ist. Vorrangig ist, daß die deutschen Energiekonzerne „E.on“ und „BASF“ Anteile an dem Gasförderprojekt „Juschno-Rosskoje“ erhalten, worüber derzeit verhandelt wird. Die dortigen Reserven werden auf 500 bis 700 Milliarden Kubikmeter geschätzt, was laut „FAZ“ den deutschen Gasverbrauch für fünf bis sieben Jahre decken könnte.

Von russischer Seite relativiert wurden die energiepolitischen Muskelspiele der russischen Staatskonzerne „Gasprom“ und „Transneft“; letzterer verfügt über das mit einer Länge von etwa 50000 Kilometer derzeit größte Pipeline-System der Welt. „Gasprom“ drohte, sich nach neuen Absatzmärkten, insbesondere in Asien und Nordamerika, umzuschauen, wenn seine wirtschaftlichen Aktivitäten in Europa weiter behindert würden. „Transneft“ ist laut „Manager-Magazin“ der Meinung, daß die Preise für Erdöl in Europa „zu niedrig“ seien, und denkt laut darüber nach, „Öl nach China, Südkorea, Australien und Japan“ umzuleiten. Dessen Firmenchef Wainschtok macht sich für den Bau einer Asien-Pipeline stark, mit der das russische Öl anders verteilt werden könnte. Bei einer Länge von mehr als 4000 Kilometer würde diese Pipeline allerdings die horrende Summe von zirka elf Milliarden Dollar kosten.

Hinter diesen offenen und versteckten Drohungen in Richtung Europa steht wohl auch der Versuch, mittels energiepolitischer Drohkulissen dem geostrategischen Ziel eines „gemeinsamen Wirtschaftsraums“ Rußland-Europa näher zu kommen. In diesem Zusammenhang wird wohl auch die deutsch-russische Außenhandelskammer zu sehen sein, die noch in diesem Jahr geschaffen werden soll.

Daß die russischen Drohungen vor allem den Amerikanern in die Hände arbeiten, zeigt ein Beitrag des für US-Interessen tätigen Lobbyisten und Multimilliardärs George Soros, der sich für die „Demokratisierung in ehemaligen Staaten der Sowjetunion“ engagiert und in Rußland „Putin-kritische Bürgerrechtsgruppen“ unterstützt. Er kritisierte in einem Artikel für die „Financial Times“, daß „Gasprom“ zu einem „machtvollen Instrument großmachtpolitischer russischer Außenpolitik“ geworden sei und Europa Gefahr laufe, von einem „Monopolkonzern“ abhängig zu werden. Putin habe angeblich ein „Netzwerk undurchsichtiger Unternehmen“ geschaffen, das der persönlichen Bereicherung der Beteiligten und der „Erpressung der Nachbarstaaten“ diene. Europa solle Rußland deshalb drängen, die Europäische Energiecharta zu unterzeichnen, damit die Machtverhältnisse wieder ausgeglichen würden. Mit dieser Forderung dürfte Europa bei Putin allerdings auf Granit beißen, würde doch eine Ratifikation der Energiecharta ausländischen Investoren gleiche Rechte wie russischen gewähren, die damit entsprechend Einfluß auf die russische Energiepolitik nehmen könnten.

Wie sehr Rußland und Europa trotz aller aktuellen Dissonanzen energiepolitisch tatsächlich aufeinander angewiesen sind, zeigen folgende Überlegungen. Wenn Rußland zum Beispiel den Export von Gas nach China erheblich ausweiten würde, könnte es sicherlich die strategische Partnerschaft mit Peking ausbauen. China hingegen wäre als Abnehmer in der bequemen Lage, zwischen Rußland, dem Iran und Indonesien als Anbieter wählen zu können, was aufgrund der dann gestiegenen Abhängigkeit vom chinesischen Markt wohl kaum in russischem Interesse liegen dürfte. Deshalb wird es wohl bestenfalls zu einem eher moderaten Ausbau der Pipelines in Richtung China kommen. Dennoch ist aus europäischer Sicht nicht alles eitel Sonnenschein: Zum neuralgischen Punkt der europäischen Gasversorgung könnte in Zukunft nämlich möglicherweise Turkmenistan werden, von dem derzeit nicht klar ist, ob es für Rußland als Lieferant erhalten bleibt oder sich vollkommen dem asiatischen Markt zuwendet.

Fast schon Wahlkampf

Neue Eskalationen im österreichischen Gewerkschaftsskandal

Von R. G. KERSCHHOFER

Das Klima ist rauh geworden. Dies fällt um so mehr auf, als die EU-Ratspräsidentschaft nur noch wenig Interesse findet oder eher als Wahlwerbung für Bundeskanzler Schüssel gesehen wird. Das Verhalten der Parteien ist derzeit so aggressiv, daß man sich kaum vorstellen kann, wie nach den Wahlen im Herbst eine funktionsfähige Regierungs-Koalition zustande kommen soll.

Am einfachsten hat es die FPÖ, die nach Umfragen bei zehn Prozent oder darüber liegt: Partei-Chef Heinz-Christian Strache erklärte dezidiert, daß seine Partei in der Opposition bleiben werde. Eine leichte Entscheidung, denn die FPÖ wird von der SPÖ heute mindestens so stark angebiedert wie zu Zeiten des großen Aufstiegs unter Jörg Haider. Und auch in der ÖVP, die Haiders jetzige Partei BZÖ (noch) als Koalitionspartner hat, ist ein Zusammengehen mit der FPÖ wenig populär.

Illustriert wird dies unter anderem dadurch, daß Schüssel der freiheitlichen Partei-Akademie die staatlichen Unterstützungsgelder strich. Die FPÖ hat zwar gute Chancen, die Gelder auf dem Gerichtsweg zugesprochen zu erhalten. Aber dies erst nach den Wahlen – was den Wahlkampf der FPÖ behindert und offensichtlich Zweck der Übung war. Schüssel begründet den Entzug der Gelder damit, daß sich von den ursprünglich 18 Abgeordneten heute nur noch zwei zur FPÖ bekennen. (Der Freiheitliche Parlamentsklub ist seit der Parteispaltung ein Kuriosum bestehend aus FPÖ-, BZÖ- und parteifreien Abgeordneten. Jüngst wurde er umbenannt in „Freiheitlicher Klub – BZÖ“. Zugleich mußten die FPÖ-Abgeordneten ihre Schreibtische im Parlament räumen und in ein Nebengebäude umziehen.)

Eine Fortsetzung der ÖVP-BZÖ-Koalition nach den Wahlen ist undenkbar, denn selbst wenn das BZÖ ein Grundmandat in Kärnten erzielen sollte, kann die ÖVP keinesfalls so viel zulegen, daß es für eine Mehrheit reicht. Das BZÖ hat noch nicht einmal einen Spitzenkandidaten nominiert – verständlich, denn wer will den Kopf für ein Debakel hinhalten. Daß haidernahe frühere FPÖ-Funktionäre und Minister mit Versorgungsposten im staats- oder ÖVP-nahen Bereich bedacht wurden, paßt da ins Bild – und es beliefert die Opposition mit Wahlkampfmunition, denn keine dieser Aktionen wäre ohne Schüssels Einverständnis denkbar.

Aufreger Nummer Eins ist aber die Gewerkschaftsbank „Bawag“. Zum Milliardenverlust aus Spekulationsgeschäften kommt als jüngste Schreckensmeldung, daß der Österreichische Gewerkschaft (ÖGB) über Stiftungen in Liechtenstein einen größeren Anteil an der bankrotten US-Maklerfirma „Refco“ gehalten haben könnte. Das bedeutet, daß ÖGB und „Bawag“ nicht bloß als „Refco“-Massegläubiger Millionenbeträge abschreiben müssen, sondern für die US-Behörden als „Refco“-Miteigentümer gelten und mit einer Sammelklage der „Refco“-Gläubiger über 1,3 Milliarden Dollar bedroht sind! Günstigstenfalls läßt sich dies durch einen Vergleich regeln. Dies würde aber ebenfalls horrende Summen verschlingen. Die „Bawag“ hatte zuletzt einen massiven Abfluß von Spareinlagen zu verzeichnen. Die Nationalbank und die anderen Großbanken sicherten aber der „Bawag“ volle Unterstützung zu. Logisch, denn eine Zahlungsunfähigkeit der viertgrößten Bank des Landes würde den Finanzplatz Wien schwer treffen.

Der neue ÖGB-Chef Hundstorfer schloß im ORF-Interview nicht mehr aus, daß die „Bawag“ zur Gänze verkauft wird – auch an ausländische Interessenten – und daß der ÖGB mit Schadenersatzklagen gegen die frühere ÖGB- und „Bawag“-Spitze vorgehen wird. Sogar von einer Neugründung des ÖGB war die Rede.

Die politische und finanzielle Krise des ÖGB birgt Gefahren für die Allgemeinheit: Heißspornige ÖGB-Funktionäre könnten eine „jetzt erst recht“-Haltung einnehmen, und Arbeitgeber könnten die ÖGB-Schwäche über Gebühr ausnützen, was beides dem sozialen Frieden abträglich wäre. Die Schwächung des ÖGB-Flügels in der SPÖ macht Rot-Grün wahrscheinlicher, falls sich dafür eine Mehrheit finden sollte. Und so naheliegend das parteipolitische Ausschlachten des ÖGB-„Bawag“-Skandals auch ist, es kann den Schaden für die Bank und damit für das ganze Land weiter vergrößern. Daß Schüssel in einer Parteiveranstaltung davon sprach, der „Bawag“ stehe das Wasser so hoch wie das Hochwasser 2002, war eine unwürdige Entgleisung.

Wenngleich die SPÖ wegen der „Bawag“-Affäre ihren knappen Vorsprung vor der ÖVP eingebüßt hat, dürfen die Auswirkungen auf das Wählerverhalten nicht überschätzt werden. Bei den Personalvertretungswahlen der Stadt Salzburg etwa konnte die SPÖ-Fraktion sogar zulegen. Die FPÖ, die einem „Bawag“-Verkauf zum jetzigen Zeitpunkt ablehnend gegenübersteht, hat jedenfalls gute Chancen, der SPÖ weitere Wähler abzunehmen – und damit letztlich Schüssel zum Kanzler einer ÖVP-SPÖ-Koalition zu machen.



Vom aufrechten Gang zum Rollstuhl: Der typische Verlauf einer Osteoporose — Foto: The Alliance for Better Bone Health

Warum wir »vergreisen«, aber nicht »verkalken«

Deutschland muß die Calciumlücke schließen – Bericht vom Osteoporose-Kongreß in Wien

Von Hans-Jürgen Mahlitz

Ein Mädchen, das heute in Deutschland geboren wird, hat – statistisch gesehen – gute Chancen, das 90. Lebensjahr zu erreichen. Ein Drittel dieser Gruppe, vielleicht mehr, wird es selber berufstätig sein; die übrige Zeit wird es zumindest teilweise auf die Solidarität der Eltern- und der Kindergeneration angewiesen sein. Und selbst wenn es gelingen sollte, die bedrohlichen Seiten der demographischen Entwicklung (quasi Umkehrung der sogenannten Alterspyramide als Resultat von niedrigen Geburtenzahlen und steigender Lebenserwartung) soweit in den Griff zu bekommen, daß auch im hohen Alter ein Leben unter menschenwürdigen sozialen und materiellen Bedingungen möglich ist – ob es wirklich ein so großes Glück ist, nicht nur alt zu werden, sondern alt zu sein, hängt vor allem von der Gesundheit ab.

Mit einer „typischen Alterskrankheit" befaßten sich kürzlich Experten aus aller Welt auf einem internationalen Kongreß in Wien: Osteoporose. Die dramatische Zunahme dieser Knochenerkrankung hängt auch mit der Veränderung der Altersstruktur unserer Gesellschaft zusammen. Salopp formuliert: Deutschland vergreist, ohne allerdings zu „verkalken". Im Gegenteil: Chronischer Mangel an Calcium (phosphorsaurer Kalk/Hydroxylapatit) ist die Ursache dieser sich immer weiter verbreitenden Erkrankung des Knochenstoffwechsels.

Das Knochengerüst des menschlichen Körpers ist – entgegen landläufiger Meinung – durchaus lebendes Gewebe. Es zeichnet sich durch eine geradezu geniale Architektur aus, bedarf aber stetiger „Renovierung". In einem Pressegespräch am Rande des Wiener Ärzte-Kongresses verdeutlichte Prof. Dr. Johann Diederich Ringe (Leverkusen) die Problematik, indem er die Knochenstatik mit mittelalterlichen Kathedralen verglich: Stabilität und Belastbarkeit hängen nicht allein von der Menge des Baumaterials (also des Calciums) ab, sondern vor allem davon, wie die Bausteine zusammengefügt, gepflegt und bei Bedarf ausgetauscht werden. Schließlich habe man ja – so Prof. Ringe – bei gotischen Kathedralen weniger Baumaterial verarbeitet als bei romanischen Basiliken, ohne daß dies sich nachteilig auf die Statik auswirkte.

Ähnlich wie solche historischen Bauwerke ist aber auch unser Knochengerüst eine lebenslange „Dauerbaustelle". Hochspezialisierte Zellen, sogenannte Osteoklasten, demontieren alte, „baufällige" Knochensubstanz, ihre Partner, die Osteoblasten, bauen an dieser Stelle neues Knochengewebe auf. Bei gesunden Menschen bleibt dies im Gleichgewicht.

Eine Osteoporose (wörtlich übersetzt: poröser Knochen) liegt vor, wenn dieses Gleichgewicht gestört ist. Es wird mehr Knochensubstanz ab- als aufgebaut, die Architektur stimmt nicht mehr, der Knochen verliert an Stabilität und bricht schon bei geringsten Belastungen.

Calcium-Stoffwechsel im menschlichen Körper

Calcium

Calcium ist an vielen Körperfunktionen beteiligt, z.B. an der Reizübertragung in den Nerven (1) und an vielen Stoffwechselprozessen (2). Steigt der Calciumgehalt über 0,1 mg pro Milliliter Blut, fördert das Schilddrüsenhormon Kalzitonin u.a. die Einlagerung von Calcium in die Knochen (3).

Sinkt der Calciumgehalt im Blut, wird aus der Nebenschilddrüse Parathormon ausgeschüttet. Die Rückgewinnung von Calcium aus dem Primärharn in den Nieren (4) und die Calciumaufnahme im Darm (5) werden gesteigert. Aus den Knochen wird Calcium freigesetzt (6).

Die wichtigsten Ursachen: hormonelle Veränderungen bei Frauen (Wechseljahre), Stoffwechselstörungen (z. B. Diabetes), Medikamente (Kortison), falsche Ernährung (Calciummangel), aber auch erbliche Veranlagung.

In Deutschland wird die Zahl der von Osteoporose akut bedrohten Frauen auf fünf Millionen geschätzt, insgesamt handelt es sich um zwischen sieben und acht Millionen Kranke, mehr als ein Viertel aller Deutschen in der Altersgruppe über 50. Prof. Dr. Dieter Felsenberg (Berlin) wies in Wien darauf hin, daß es bei zwei Millionen dieser Patienten bereits zu einem osteoporosebedingten Knochenbruch gekommen ist. Etwa 150000 Menschen erleiden jährlich einen Oberschenkelhalsbruch, mit fatalen Folgen gerade für betagte Patienten. Auch wenn „man üblicherweise nicht an Osteoporose stirbt", so führt diese Krankheit doch indirekt zu einer deutlich erhöhten Sterblichkeit. Und sie verursacht Folgekosten in Milliardenhöhe; inoffiziell wurde eine Größenordnung von fünfeinhalb Milliarden Euro pro Jahr genannt.

Zudem sind die Zukunftsprognosen düster: Die Experten rechnen mit einer weiteren dramatischen Ausbreitung dieser Volkskrankheit.

Was kann man dagegen tun? Aufklärung, Früherkennung und Weiterentwicklung erfolgversprechender Therapiekonzepte – diesem Dreiklang sehen sich die beiden internationalen Pharma-Riesen Sanofi-Aventis und Procter & Gamble Pharmaceuticals verpflichtet. Sie arbeiten in der „Alliance for Better Bone Health" (Allianz für bessere Knochengesundheit) zusammen und fördern weltweit Aktivitäten von Ärzten und Patienten. Zugleich repräsentieren die von ihnen entwickelten Osteoporosemedikamente den aktuellen Stand der internationalen Forschung auf diesem Gebiet.

Die Mediziner, die uns in Wien über diesen aktuellen Stand informierten, bevorzugen übereinstimmend eine Kombi-Therapie. Sogenannte Bisphosphonate (z. B. Risedronat) sollen den gefräßigen knochenabbauenden Osteoklasten den Appetit verderben, während Calciumtabletten den knochenaufbauenden Osteoblasten genügend Baumaterial zuführen. So will man die Calciumlücke schließen.

> Die Calciumlücke: Täglich bis zu 700 Milligramm

Diese Lücke hat bedrohliche Dimensionen: Frauen nach den Wechseljahren brauchen täglich zwischen 1300 und 1500 Milligramm Calcium, nehmen aber nach Erhebungen der Deutschen Gesellschaft für Ernährung durchschnittlich nur 800 bis 900 Milligramm über die Nahrung auf – eine Lücke von 500 bis 700 Milligramm pro Tag!

Hier zeigt sich auch ein erhebliches Aufklärungsdefizit. Anfang dieses Jahres ergab eine Emnid-Untersuchung, daß zwar 73 Prozent der Gesamtbevölkerung und sogar 87 der bereits Erkrankten über die Bedeutung einer regelmäßigen Calciumeinnahme informiert waren. Großenteil aber wurde die Menge des mit der Nahrung zugeführten Calciums deutlich überschätzt. 41 Prozent in beiden Gruppen glaubten, ein Glas Milch am Tag reiche bereits, um die Calciumlücke zu schließen – ein gefährlicher Irrtum. Nicht nur damit, sondern auch mit einem anderen weitverbreiteten Irrglauben räumte die Fachärztin Dr. Ortrun Gröschel (Coburg) im Rahmen der Wiener Veranstaltung auf. Vielfach wird (auch von Ärzten) angenommen, es reiche, die Calciumkonzentration im Blut zu messen, um eine drohende Osteoporose zu erkennen. Inzwischen weiß man aber: Ein hochsensibles Regulationssystem im Körper sorgt dafür, daß im Blut immer genügend Calcium zirkuliert. Dieser Universalbaustoff ist nämlich nicht nur für den Knochenaufbau wichtig, sondern auch für zahlreiche andere Körperfunktionen, zum Beispiel für die Übertragung von Impulsen in den Nervenzellen. Normalerweise holt der Körper sich das im Blut benötigte Calcium aus der Nahrung. Kommt da aber nicht genügend Nachschub, greift er auf das „Reservoir" in den Knochen zurück.

Bei der Kombination von knochenabbauenden und -aufbauenden Präparaten ist zu beachten, daß Calcium dem Bisphosphonat die Wirkung nimmt. Viele – vor allem betagte – Patienten sind mit der komplizierten Einnahme überfordert. Daher wurde nun eine Wochenpackung entwickelt: Am ersten Tag gibt es 35 mg Risedronat, dann für sechs Tage je 500 mg Calcium. Erste Untersuchungen bestätigten, daß die Patienten damit wesentlich besser zurechtkommen, die Fehlerquote sank deutlich.

Die inzwischen vorliegenden klinischen Studien attestieren der Kombitherapie spektakuläre Erfolgsquoten. So sank das Risiko von Wirbelkörperfrakturen im Vergleich zu Patientinnen, die nur mit Calcium behandelt wurden, innerhalb eines Jahres um 69 Prozent. Bei einer anderen Patientengruppe (70- bis 79jährige) ging das Risiko von Hüftfrakturen in drei Jahren um 60 Prozent zurück. Gerade solche Brüche aber sind mit über 10000 Euro pro Fall besonders kostenintensiv. In diesem Zusammenhang fand Prof. Felsenberg Worte, die für die Gesundheitspolitik insgesamt Gültigkeit haben sollten: Man müsse, so forderte er, nicht an, sondern mit Medikamenten sparen.

Kampfansage an eine Volkskrankheit

Aufklärungskampagne über Diabetes

Gesünder unter 7 – ein eingängiges, leicht zu merkendes Motto. Dennoch können viele nichts damit anfangen, erschreckenderweise auch gut die Hälfte der direkt Betroffenen nicht.

Gesünder unter 7 – so heißt eine bundesweite Aufklärungsaktion im Kampf gegen die Volkskrankheit Diabetes. Gemeint ist damit das zentrale Therapieziel: den sogenannten Langzeitblutzuckerwert unter sieben Prozent zu halten. Diese magische Zahl, HbA1c-Wert in der Sprache der Wissenschaftler, ist der wichtigste Indikator für die Schwere der Krankheit, also auch für die bitteren Konsequenzen, mit denen der Patient rechnen muß, wenn er nicht energisch gegen die Krankheit vorgeht. Und „energisch" bedeutet etwas mehr als das regelmäßige Spritzen von Insulin.

Auf einer Presseveranstaltung am Rande des Auftakts von „Gesünder unter 7" in Berlin wurden uns wenig ermutigende Zahlen genannt. Weniger als 50 Prozent der befragten Diabetiker kannten überhaupt ihren Langzeitwert. Die jüngsten Untersuchungen ergaben dann, daß bei 75 Prozent aller Patienten die kritische Sieben-Prozent-Marke überschritten war. Bei 22 Prozent lag er sogar über 8,5.

> Eindringlicher Appell an eigene Verantwortung

Zu der Minderheit mit gutem HbA1c-Wert zählen einige Prominente, die sich in den Dienst dieser vom Pharma-Konzern Sanofi-Aventis gesponsorten Aktion gestellt haben. So beeindruckte der Torwart des Bundesliga-Fußballvereins Mainz 05, Dimo Wache, mit der Schilderung, wie er Hochleistungssport und Diabetes-Erkrankung miteinander vereinbart. Hochinteressant auch die Ausführungen des Journalisten Thomas Fuchsberger, der – seit drei Jahrzehnten Diabetiker – beschrieb, wie er trotz dieser Krankheit und der ständigen Selbstdisziplin, die sie dem Betroffenen abverlangt, große Weltreisen unternehmen kann, Reisen, die auch für einen völlig Gesunden anstrengend sind.

Nicht selber betroffen, aber genauso engagiert zeigte sich Fußballidol Uwe Seeler. Hier durch seine nach wie vor ungebrochene Popularität auf ein sehr ernsthaftes Problem aufmerksam zu machen, ist für „uns Uwe" wohl auch ein Stück persönlicher Dankbarkeit, daß er selber von solch schweren Krankheiten verschont blieb. Der rege Publikumszuspruch am Potsdamer Platz im Herzen der Hauptstadt, wo „Gesünder unter 7" startete, war jedenfalls in erster Linie dem beliebten Hamburger Fußballstar zu verdanken.

Das eher beunruhigende Zahlenmaterial zum Thema lieferte der Internist und Diabetes-Experte Dr. Klaus-Jürgen Ruhnau. Der gebürtige Allensteiner, der als Privatdozent in Berlin tätig ist, wies nach, daß Diabetes eine typische Wohlstandskrankheit ist. 1941, im dritten Jahr des Zweiten Weltkriegs mit all seinen Entbehrungen, waren in Deutschland lediglich 0,2 Prozent der Bevölkerung zuckerkrank. 1961 – Folge des sogenannten Wirtschaftswunders – lag die Ziffer bereits bei 3,6 Prozent. Heute sind wir bei acht Prozent angekommen, 2010, also in weniger als drei Jahren, wird die Zehn-Prozentmarke überschritten, und bis 2015 müssen wir uns darauf einstellen, daß 15 Prozent aller Deutschen zuckerkrank sind. Anders formuliert: Ende 2004 waren 6,3 Millionen Diabetiker registriert; innerhalb von nur sechs Jahren wird diese Zahl um 60 Prozent ansteigen.

Hauptursachen sind, neben erblicher Veranlagung, Übergewicht und ungesunde Lebensweise, vor allem Rauchen, Bewegungsmangel und falsche Ernährung. Solange Millionen von Menschen – teils aus Unkenntnis, teils aber auch aus Gleichgültigkeit oder gar bewußter Ignoranz, nicht bereit sind, diese in ihrer eigenen Verantwortung liegenden Risikofaktoren zu reduzieren, brauchen wir über Verwaltungs- und Strukturreformen im Gesundheitswesen eigentlich gar nicht weiter zu diskutieren – die explodierenden Kosten dieser (und auch manch anderer) Volkskrankheit werden in den nächsten Jahren jeder noch so gut gemeinten Reform davonlaufen. Schon heute liegen sie bei der Diabetes im Milliardenbereich.

Denn die Folgen, die auch von vielen Betroffenen verdrängt und verharmlost werden, sind gravierend: Schlaganfall, Infarkt sowie andere schwere, oft tödlich verlaufende Herzkrankheiten zählen ebenso dazu wie eine Reihe behandlungsintensiver chronischer Erkrankungen des Herz-Kreislaufsystems.

So ist es im Interesse aller, der Gesunden wie der Diabeteskranken, der Aktion „Gesünder unter 7" größtmöglichen Erfolg zu wünschen (weitere Termine: Bremen 11. / 12. Mai, Köln 18. / 19. Mai, Hamburg 1. / 2. Juni). *H.J.M.*

MELDUNGEN

Altlast der Schröder-Ära

Die Union stellt die Sinnhaftigkeit der hohen finanziellen Zuwendungen an die Europa-Universität Viadrina in Frankfurt / Oder in Frage. Die unter der Leitung der letzten SPD-Bundespräsidentschaftskandidatin Gesine Schwan stehende Universität wurde zur Zeit der rot-grünen Regierung besonders bevorzugt behandelt. Die Union will jetzt prüfen lassen, ob die Hochschule an der deutsch-polnischen Grenze wirklich so förderungswürdig ist. „Das ist eine Schrödersche Altlast und dürfte so gar nicht realisiert werden“, sagte Haushaltsexperte Klaus-Peter Willsch (CDU).

Weniger Investitionen

Das Statistische Bundesamt hat vergangene Woche die endgültigen Zahlen für Investitionen in Bildung, Forschung und Wissenschaft im Jahr 2004 vorgelegt. Hiernach sind die Ausgaben für diesen Bereich von 193,9 Milliarden Euro 2003 auf 193,3 Milliarden Euro für 2004 gesunken. Was angesichts der Versprechen aus der Politik, die Investitionen in diesen Bereich zu erhöhen, dem zu widersprechen scheint, ist bei genauerer Betrachtung viel undurchsichtiger, denn das Statistische Bundesamt hat, wie die Höhe der Investitionen schon vermuten läßt, nicht nur die Ausgaben des öffentlichen Sektors, sondern auch die der privaten Haushalte und der Wirtschaft mit in diese Rechnung einfließen lassen. Betrachtet man die Bereiche, die vor allem der öffentlichen Hand obliegen, erkennt man, daß die Ausgaben für Lehre und Unterricht an Vorschulen, Schulen und Hochschulen sich hingegen sogar um 400 Millionen Euro erhöht haben.

Der Bürgerschreck

Wie der Berliner Wissenschaftssenator seine PDS-Kundschaft pflegt

Von George Turner

Die Empörung über das Verhalten des für Wissenschaft und Kultur zuständigen Berliner Senators, Thomas Flierl, angesichts des anmaßenden Auftretens ehemaliger Stasi-Angehöriger ist verständlich. Überraschen konnte das Gewährenlassen der Unverbesserlichen durch den Alt-Genossen nicht. Gleichgültig, ob er aus Sympathie oder Feigheit geschwiegen hat: Es paßt ins Bild, wenn er es zuläßt, daß die Täter die Opfer verhöhnen und sich selbst als Saubermänner darstellen. Ohne dem Einhalt zu gebieten, hat er solche Auftritte in seinem Beisein geduldet.

DDR-Nostalgiker stoßen bei ihm auf offene Ohren

Bei seinem Amtsantritt konnte man über ihn lesen, ihm hafte seit seiner Tätigkeit als Bezirks-Baustadtrat in Berlin-Mitte an, daß er DDR-Nostalgiker und Verhinderer sei. Weiter hieß es, die Person des Senators müsse besonders deshalb kritisch gesehen werden, weil er als jemand gilt, der vor allem Wählerbedienung betreibe.

Diese Einschätzung hat sich als zutreffend erwiesen.

Was die Vertretung der Belange der Hochschulen angeht, hängt er überholten Vorstellungen an oder nimmt sie gar nicht erst wahr.

So wurde aus Kreisen der Politik vorgeschlagen, daß die Berliner Universitäten eine universitätsübergreifende Verbundstruktur im Sinne einer „University of Berlin“ bilden sollten. Um bestimmte Kooperationen zu erreichen, braucht man kein neues Gebilde. Das können die Hochschulen auch jetzt. Und wenn sie es – entgegen der Vernunft oder Erwartung des Abgeordnetenhauses – nicht tun, kann durch mehr oder weniger sanften Druck, zum Beispiel im Rahmen der Mittelzuweisungen oder Hochschulverträge nachgeholfen werden. Der Vorschlag signalisiert die faktische Nicht-Existenz eines Wissenschaftssenators. Dessen Aufgabe nämlich ist es, Ziele der Hochschulpolitik zu formulieren, Abstimmungen zwischen den Einrichtungen voranzutreiben, koordinierend einzugreifen und darauf zu achten, daß die ihm anvertrauten Institutionen im Wettbewerb bestehen können.



Foto: action press

Umstrittene Methoden: Berlins Wissenschaftssenator Flierl

Ist er einerseits nicht präsent, schießt er andererseits weit über das Ziel hinaus. So hat er protestierenden Studierenden die Einführung der Viertelparität versprochen. Das ist die Besetzung von Gremien mit Professoren, wissenschaftlichen Mitarbeitern, Studierenden und sonstigen Mitarbeitern mit jeweils gleicher Anzahl. Seit geraumer Zeit spielt diese Paritätenfrage in der (hochschul-) politischen Diskussion keine Rolle mehr – außer in Berlin. Allen Ernstes widerspricht der Senator nicht der Meinung, die Satzungen der Universitäten dürften nicht an Effizienz ausgerichtet sein, sie müßten an dem Kriterium der demokratischen Gestaltung der Hochschulen gemessen werden. Um Zweifel auszuschließen: Auch nach geltendem Recht sind in Berlin (wie auch anderswo) alle Gruppen in den Entscheidungsgremien mit Sitz und Stimme vertreten, nur eben nicht in Form der viertelparitätischen Beteiligung. Und das ist auch gut so. Wozu es führt, wenn man solchen Forderungen nachgibt, haben gerade die Berliner Universitäten im Westteil der Stadt leidvoll erfahren müssen. Es hat lange gedauert, früher aufgelegten Unsinn zu beseitigen. Und jetzt eine neue Debatte darüber in Berlin? Die Berliner Universitäten haben wieder Tritt gefaßt. Sie stehen in den Rankinglisten überwiegend gut da. Trotz drastischer Sparmaßnahmen erfüllen sie ihre Aufgaben in Lehre und Forschung so, daß die Nachfrage nach Studienplätzen weiterhin groß ist. Die Universitäten brauchen Organisationsruhe. Das heißt, ihre Struktur und der Aufbau ihrer Organisation darf nicht wieder Gegenstand der Diskussion und politischen Disposition sein. Gerade dies aber geschieht, wenn die Paritätenfrage künstlich „am Köcheln“ gehalten wird.

Die Amtsführung des Senators dokumentiert auf der einen Seite ein Vakuum, auf der anderen abwegige Vorstellungen. Die Schlachten um Mitwirkung an den Hochschulen sind längst geschlagen. Wenn die Berliner Politik meint, sich auf diesem Feld profilieren zu müssen, ist sie etwa 30 Jahre im Verzug. Die Universitäten können sich noch so viel Mühe geben, gute Ergebnisse produzieren, in Rankinglisten oben stehen und sogar als Spitzenuniversitäten gehandelt werden – solange solche Vorschläge nicht vom Tisch sind, haben sie allein dadurch einen Malus. Das der Senator nicht begreift, disqualifiziert ihn für das Amt. Aber das interessiert immer nur eine begrenzte Öffentlichkeit.

Mit dem Tolerieren der Anmaßungen und Verfälschungen der Geschichte durch die alten Kader hat er den Nerv eines größeren Publikums getroffen.

Wenn sich nunmehr der Zorn gegen Flierl richtet, ist das in gewisser Weise sogar ungerecht. Er hat niemanden über seine Haltung getäuscht. Jeder, der sehen und lesen konnte, wußte, womit zu rechnen war. Er hat sich auch nicht in das Amt gedrängt, sondern ist von seiner Fraktion benannt worden. Aber daß die PDS-Fraktion seinerzeit überhaupt in die Lage kam, Senatoren zu benennen, ist das, worauf der Zorn sich konzentrieren sollte. Es war beileibe nicht zwingend, daß die SPD diesen Koalitionspartner wählen mußte. Jenseits von Wahlarithmetik sollte es noch so etwas wie einen politischen Anstand geben. Der ist den damaligen Wortführern bei der SPD offenbar abhanden gekommen. In einer Stadt, die weltweit als Symbol für Widerstand gegen die Diktatur des Kommunismus angesehen wurde, in welcher der Schießbefehl praktiziert wurde und es Mauertote zu beklagen gibt, sich mit der Nachfolgepartei der

Die Öffentlichkeit interessiert sich kaum für Universitäten

SED einzulassen, ist der eigentliche Sündenfall. Es ist schon ein starkes Stück: Immerhin ist Berlin ein Ort, an dem Studierende 1948 wegen der Pressionen durch die kommunistische Partei an der Universität im Osten die Freie Universität im Westen gegründet haben. Für diese wurde jemand zuständig, der seine Prägung im Bildungsministerium der DDR erfahren hat.

Den Hochschulen hat man mit Flierl einen Tort angetan; für die Öffentlichkeit ist er eine Zumutung; für die Stasi-Geschädigten erneut ein Schlag ins Gesicht.

Er erfand die Romantik

Das Museum Folkwang zeigt eine Retrospektive mit Werken von Caspar David Friedrich

Von SILKE OSMAN

Im Gegensatz zu den Klassizisten mit ihrem objektiven Universallicht sucht Friedrich die stimmungsvolle, symbolträchtige und vielfältig gebrochene Beleuchtung. Er liebt, wie alle romantischen Dichter, die ‚mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn umfangen hält', die Nebelstimmungen, die geheimnisvollen Sonnendurchbrüche, den sinkenden Abend und die Phasen der Nacht ... Darum geht es Friedrich, wie so manchen seiner Zeitgenossen, nicht um klassische Aufteilung und Begrenzung des Bildraumes; seine Bilder fließen in die Weite ...", liest man in Ullsteins Kunstgeschichte von 1964 über den wohl bekanntesten Maler der deutschen Romantik, über Caspar David Friedrich, dem seit gestern eine große Retrospektive im Essener Folkwang Museum gewidmet ist.

Der Mensch vor der Unendlichkeit der Natur, verloren wirkend, meditierend über die Allgewalt des Schöpfers, meist mit dem Rücken dem Betrachter des Bildes zugewandt, so kennt man die Gemälde des Meisters – sei es „Mönch am Meer", sei es „Mann und Frau den Mond betrachtend", oder „Mondaufgang am Meer", „Winterlandschaft mit Eichen", oder gar der „Wanderer über dem Nebelmeer".

Ruinen und Winterlandschaften, seine Vaterstadt Greifswald und die Insel Rügen mit den Kreidefelsen, Motive aus dem Riesengebirge und dem Elbtal – das alles hat Caspar David Friedrich mit dem Pinsel für die Nachwelt festgehalten, hat mit diesen Bildern seine Kunstauffassung manifestiert: „Nicht die treue Darstellung von Luft, Wasser, Felsen und Bäumen ist die Aufgabe des Bildners, sondern seine Seele, seine Empfindung soll sich darin widerspiegeln. Den Geist der Natur erkennen und mit ganzem Herzen und Gemüt durchdringen und aufnehmen und wiedergeben, ist Aufgabe eines Kunstwerks."

An anderer Stelle sagte er einmal: „Der Maler soll nicht bloß malen, was er vor sich sieht, sondern auch, was er in sich sieht. Sieht er aber nichts in sich, so unterlasse er auch zu malen, was er vor sich sieht." – „Bewahre einen reinen kindlichen Sinn in dir und folge unbedingt der Stimme deines Innern; denn sie ist das Göttliche in uns und führt uns nicht irre." – „Nach dem Höchsten und Herrlichsten mußt du ringen, wenn dir das Schöne zuteil werden soll." – „Jedes echte Kunstwerk wird in geweihter Stunde empfangen." Wie hoch Caspar David Friedrich die Bedeutung seiner inneren Stimme eingeschätzt hat, läßt die Beschreibung seines Ateliers erahnen, die von Wilhelm von Kügelgen, dem Sohn seines Freundes Gerhard aus Dresdner Tagen, hinterlassen wurde: „Friedrichs Atelier war von absoluter Leerheit, daß Jean Paul es dem ausgeweideten Leichnam eines toten Fürsten hätte vergleichen können. Es fand sich nichts darin als die Staffelei, ein Stuhl und ein Tisch, über welchem als einzigster Wandschmuck eine einsame Reißschiene hing, von der niemand begreifen konnte, wie sie zu der Ehre kam. Sogar der so wohlberechtigte Malkasten nebst Ölflaschen und Farbenlappen war ins Nebenzimmer verwiesen, denn Friedrich war der Meinung, daß alle äußeren Gegenstände die Bildwelt im Innern stören ..."

Wer war dieser Mann, der uns eine solche Fülle zauberhafter Landschaften, zarter Zeichnungen und ergreifender religiöser Motive hinterlassen hat? Wer war dieser Künstler, von dem Gerd Unverfehrt in seiner Monographie über den Pommern 1984 schrieb: „Er war, vor allem anderen, ein Landschaftsmaler hohen Ranges. Er war sodann ein Revolutionär im Reich der Künste, der sich nicht der Krücken der Tradition bediente, sondern ohne Rücksicht auf herkömmliche Kunstformen die subjektiven Eindrücke seines ‚inneren Auges' mitteilte. Und er war schließlich ein Vertreter jener politischen Romantik, die aus dem Erlebnis der napoleonischen Herrschaft eine Erneuerung von Nation und Gesellschaft, von Kunst und Religion anstrebte. In der Kunstform des Landschaftsbildes führte er seine Visionen einer in Staat und Religion geeinten Gesellschaft vor Augen. Mit Freiheitssehnsucht und religiöser Hoffnung kann sein Werk überschrieben werden."

Das Städtchen Greifswald gehörte zu Schweden, als dort am 5. September 1774 Caspar David Friedrich als Sohn eines Seifensieders und Lichtgießers geboren wurde. Er hatte sieben Geschwister; die Mutter starb früh, so daß dem Vater die Erziehung der Kinder zukam. Schon früh erhielt Caspar David Unterricht bei dem Greifswalder Universitätszeichenlehrer Johann Gottfried Quistorp, von dem angenommen wird, er habe seinem Schüler die Vorstellungen des mit ihm befreundeten Theologen Kosegarten von der Natur als göttlicher Offenbarung und dem Gefühl als höchstem Erkenntnismittel vermittelt.

Friedrich war 20 Jahre alt, als er nach Kopenhagen ging, um die dortige Kunstakademie zu besuchen. Obwohl der strenge Lehrbetrieb ihm gar nicht behagte, blieb er doch vier Jahre dort. Später schrieb er über seine Ausbildung an der Kopenhagener Akademie: „Darum, ihr Lehrer der Kunst, die ihr euch dünket so viel mit eurem Wissen und Können, hütet euch sehr, daß ihr nicht einem jeden tyrannisch aufbürdet eure Lehren und Regeln; denn dadurch könnt ihr leichtlich zerknicken die zarten Blumen, zerstören den Tempel der Eigentümlichkeit, ohne den der Mensch nichts Großes vermag. Ihr vermöget doch nichts besseres aufzubauen; wieviel ihr euch auch dünket, das Eigentümliche im Menschen zeigt sich auf eigene Weise, jeder nach seiner inneren Natur auf andere Art. Eure Lehren können gut sein, doch für einen jeden passen sie nicht, denn nicht jede Blume gedeihet auf jedem Boden."

1798 zog Caspar David Friedrich über Berlin nach Dresden, wo er sich niederließ und sich sogar an der Akademie einschrieb. Den Unterricht jedoch besuchte er nicht, sondern zog es vor, durch die Natur zu wandern – Skizzen zeugen von diesen Wanderungen, auf denen der Künstler „Material" sammelte für seine Landschaften. Reisen gaben ebenfalls Grundlagen für neue Eindrücke, neue Motive. Doch während es andere Künstler in den Süden, meist nach Italien zog, blieb der Pommer in seiner engeren Heimat. Er reiste nach Neubrandenburg, besuchte die Insel Rügen, Greifswald, wanderte durch das Riesengebirge, den Harz und das Elbsandsteingebirge.

Erste große Erfolge feierte er in Weimar

Erste große Erfolge stellten sich 1805 ein, als Friedrich zwei Sepiazeichnungen auf der Weimarer Kunstausstellung zeigen durfte. In Weimar erhielt er gemeinsam mit dem Düsseldorfer Joseph Hoffmann den ersten Preis und errang darüber hinaus die Aufmerksamkeit des Weimarer Hofes.

Auch das preußische Königshaus ließ sich von Friedrichs Kunst gefangennehmen; es zählte zu den begeisterten Sammlern seiner Gemälde. – 1810 wurde Friedrich zum Mitglied der Berliner Akademie ernannt, 1816 zum Mitglied der Dresdener Akademie; eine Professur allerdings wurde ihm nie erteilt. Es war dies die Zeit der napoleonischen Besetzung und der Befreiungskriege. Vielleicht galt Friedrich, der 1813 mit seinem Landsmann Ernst Moritz Arndt zusammengetroffen war und sich „gegen Fürstenknechtschaft und für Volkssouveränität" in einem Brief an Arndt bekannt hatte, vielleicht galt dieser Mann damals als politisch unzuverlässig ...

Friedrichs Stern am Kunsthimmel begann zu verblassen. Eine neue Zeit war angebrochen, zudem machten ihm Krankheiten und zwei Schlaganfälle (1835 und 1837) sehr zu schaffen. Mißverstanden und vereinsamt starb er am 7. Mai 1840 in Dresden und wurde am 10. Mai auf dem Trinitatisfriedhof in Dresden-Johannstadt beigesetzt.

Faszinierend sind auch heute noch die Landschaften Friedrichs, die Professor Richard W. Eichler einmal ein „Gleichnis ewiger Dinge" genannt hat, spürt man doch den „göttlichen Funken", der den Meister beseelt haben muß, als er zum Pinsel griff: „Der edle Mensch (Maler) erkennt in allem Gott, der gemeine Mensch (auch Maler) sieht nur die Form, nicht den Geist."

„Ein Bild muß nicht erfunden, sondern empfunden sein." Worte des Malers Friedrich, die unterstreichen, was der Komponist und Dichter, der Königsberger E. T. A. Hoffmann einmal über die Kunst gesagt hat: „Es gibt keinen höheren Zweck der Kunst als in den Menschen diejenige Lust zu entzünden, welche sein ganzes Wesen von aller irdischen Qual, von allen niederbeugendem Druck des Alltagslebens wie von unsauberen Schlacken befreit und ihn so erhebt, daß er, sein Haupt stolz und froh emporrichtend, das Göttliche schaut, ja mit ihm in Berührung kommt ..."


Foto: Der kongelige Kobberstiksamling Kopenhagen

Mit kritischem Blick: Selbstbildnis des Künstlers (Schwarze Kreide auf Velin, um 1800; im Besitz des Statens Museum for Kunst, Kopenhagen)


Foto: Elke Walford

Caspar David Friedrich: Wanderer über dem Nebelmeer (Öl, um 1818; im Besitz der Hamburger Kunsthalle

Sensationelle Leihgaben aus aller Welt machen die Ausstellung in Essen zu einem Ereignis

Das Museum Folkwang in Essen zeigt mit der Retrospektive „Caspar David Friedrich – Die Erfindung der Romantik" erneut eine herausragende Ausstellung von internationaler Bedeutung. Mit rund 80 Gemälden und weit über 100 Arbeiten auf Papier, darunter einzigartigen Meisterwerken aus großen Museen und Privatsammlungen, die bislang noch nie ausgeliehen wurden, erschließt sie das Werk dieses wichtigsten deutschen Malers des 19. Jahrhunderts einem neuen Verständnis. Mehr als 30 Jahre nach der letzten Retrospektive in Deutschland richtet die Essener Ausstellung den Blick auf die besondere künstlerische Leistung Caspar David Friedrichs (1774–1840) und offenbart ihn als großartigen Schöpfer und Konstrukteur suggestiver, bedeutungsreicher Bilder.

Noch zu Lebzeiten in Vergessenheit geraten, wurde Friedrich zu Beginn des 20. Jahrhunderts wiederentdeckt und gilt heute als wichtigster Maler der deutschen Romantik. Auch im europäischen Ausland, in Rußland und in Amerika fand sein Werk in den vergangenen Jahrzehnten zunehmende Beachtung.

Friedrich ist nunmehr auch international als einer der zentralen Künstler des 19. Jahrhunderts anerkannt. Dies zeigen unter anderem die große Caspar-David-Friedrich-Ausstellung 1972 in der Tate Gallery in London, die kleineren 1991 und 2002 im Metropolitan Museum in New York oder die Ausstellung 1992 im Prado in Madrid. In Deutschland ist die Essener Retrospektive die erste nach den beiden großen Ausstellungen zu Friedrichs 200. Geburtstag 1974 in Hamburg und Dresden.
Spätestens seit diesen beiden Jubiläumsausstellungen hat die Friedrich-Forschung einen enormen Aufschwung erfahren, wobei es zu durchaus kontroversen Interpretationen seiner Werke kam. Besonders zwei Linien haben sich herausgebildet: die religiöse und die politische Deutung der Friedrichschen Bildmotive. Gegenüber diesen zuweilen einseitig symbolischen Interpretationsansätzen versucht die Essener Ausstellung vor allem die künstlerische Bedeutung des Werkes hervorzuheben, das heißt, die Frage nach der „Erfindung der Romantik". Hiermit ist zunächst der Aspekt der Bilderfindung in Friedrichs künstlerischem Schaffen gemeint – im Sinne der Fiktivität seiner Naturansichten, die Detailrealismus und abstrakte Konstruktion in sich vereinen. Darüber hinaus verweist der Titel auf den epochalen Umbruch, den die Romantik in der Kunst ebenso wie im Denken und Fühlen des bürgerlichen Zeitalters vollzogen hat. Entgegen der im 20. Jahrhundert gängigen Assoziation des Romantischen mit dem Gefühlvollen, Ungenauen will die Ausstellung den Blick für die Präzision und Konstruktivität in Friedrichs Werken und für die bewußte Kalkulation ihrer Wirkung schärfen. In diesem Sinne soll eine kleine Gruppe von Arbeiten zeitgenössischer Künstler Friedrichs Aktualität in einer Art Epilog beleuchten.
Die Ausstellung ist thematisch gegliedert. 17 Kapitel führen das Schaffen Friedrichs in seiner ganzen Vielfalt vor Augen: die klassischen Bildmotive der romantischen Malerei finden ebenso Beachtung wie die spezifische Bildregie des Künstlers zur Erfindung romantischer Stimmungen und Empfindungen. Sensationell ist die große Anzahl von Meisterwerken, die zu sehen ist. *mfe*

Öffnungszeiten: dienstags bis sonntags von 10 bis 20 Uhr, freitags von 10 bis 24 Uhr, montags geschlossen, Katalog 29 Euro, Eintritt dienstags bis freitags 10 Euro, am Wochenende und an Feiertagen 12 Euro / 7 Euro, bis 20. August; von Oktober 2006 bis Januar 2007 ist die Ausstellung auch in der Hamburger Kunsthalle zu sehen.

Schuld der deutschen Medien

Betr.: „Vergewaltigungen deutscher Frauen kein Thema" (Nr. 16)

Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß, so meint es der Volksmund. Diese Weisheit läßt sich übertragen: Was mir die Medien nicht mitteilen – wobei es noch auf das Wie ankommt –, das weiß ich nicht und berührt mich darum auch nicht.

Es ist nicht nur ein Ausstellungskurator, der sich vor Scham über seine Unterschlagung der Massenvergewaltigungen deutscher Mädchen und Frauen in ein Mauseloch zu verkriechen hätte, was er – da kein Unrechtsbewußtsein – natürlich nicht tut, es sind vor allem Medien.

Diese verschweigen seit Jahrzehnten die an Deutschen verübten Untaten oder entschuldigen sie als Folge deutscher Handlungen, deren Verantwortliche und Söldner aus der geltenden christlichen Moral ausgeschieden sind und darum zu verantworten haben, daß sehr viele Deutsche kaum etwas über Verbrechen an Deutschen wissen und zum Teil auch gar nicht wissen wollen (denn schließlich hören sie ja nur vom Holocaust, vom Tätervolk und den für ihre Schuld büßen Müssenden).

Die Medien wiederum sind eingebunden in die politische Herrschaftsmeinung und geben nur wieder, was sie von denen hören, die das Sagen haben.

Die Agitation gegen ein „Zentrum gegen Vertreibungen" wird vor allem von denen betrieben, die nicht wollen, daß an Deutschen begangenes Unrecht offenkundig und in das allgemeine Wissen aufgenommen wird.

Jürgen Martin, Erlangen

Ostdeutsche als Reparationszahlungen

Betr.: Leserbrief „In Deutschland hat der Rassismus gegen Deutsche und alles Deutsche Hochkonjunktur" (Nr. 13)

Der *PAZ*-Leserin Daniela Behrendt danke ich für den mutigen Leserbrief sehr und möchte vorweg ihren letzten Satz ergänzen, daß auch inzwischen ‚schwarze Sprenkel' dazu kommen.

Doch widersprechen möchte ich ihrer Behauptung, daß der deutsche Staat schon längst aufgehört habe, ein gut funktionierendes, dem Wohl seiner Bürger dienendes Staatswesen zu sein. Das ist er sehr wohl noch! In ihrem ‚Rundumschlag' vergaß die Leserbriefschreiberin eine Tatsache: Wir Ost- und Mitteldeutschen waren ab 1945 für das gesamte deutsche Volk das ‚Futter' der Zwangsarbeiterlager im damaligen Ostblock! Alle diese Millionen Kinder, Frauen und Männer, entehrt, vergewaltigt und täglicher Arbeitsknechtschaft unterworfen, büßten schuldlos für die Verbrechen in der NS-Zeit. Wenige kamen zurück und kein Bundeskanzler (außer Dr. Adenauer, der deutschen Kriegsgefangenen half) bemühte sich um diese deutschen Opfer ...

Die Gruppe der Vertriebenen im Bundestag unter Vorsitz des MdB (CDU) Jochen-Konrad Fromme beginnt nun endlich, gegen die frühere willkürliche Auslegung, daß die Leiden der deutschen Opfer ihre Wurzeln in der NS-Herrschaft haben – welch' eine die Menschenrechte verachtende Darstellung! – im Bundestag vorzugehen. Wir erwarten ebenso Mutiges von Frau Dr. Merkel, unserer Bundeskanzlerin, und vom Herrn Bundespräsidenten Köhler.

Willibald J.C. Piesch, Hamburg

Große Leiterwagen

Betr.: Szenenfoto für den Film „Flucht und Vertreibung" (Nr. 14)

Ich bin entsetzt, wie man unsere Vergangenheit darstellt und sie vermarktet! Niemals gab es in Ostpreußen solche armseligen Wägelchen! Die Bauern waren stolze, herrschaftliche Grundbesitzer und so waren sie auch ausgestattet mit großen langen Leiterwagen!

Natürlich besaß jede Familie eine Kutsche, mit der sie am Sonntag in die Kirche fuhr, oder zu Besuchen. Auf der Flucht reihten sich die Trecks zweispännig ins Ungewisse, nur langsam kamen sie voran, beladen mit Hausrat, Lebensmitteln, Betten, Schaffellen, abgedeckt mit Teppichen. Frauen und Kinder saßen mittendrin versteckt, Schutz suchend. Oft lief der eigene Hund nebenher, und was sicher viele nicht wissen, daß hinten am Wagen vielmals eine Kuh angebunden mitgeführt wurde, zur Versorgung der Familie. – Es schmerzte, Tiere zurückgelassen zu haben. Immer glaubten wir an uns selbst, aber welch großen Schatz mußten wir aufgeben.

Ruth Maulbersch, Nürtingen



Umgestürzter Flüchtlingswagen: Auf dem Weg nach Westen nahm die Rote Armee keinerlei Rücksicht auf die flüchtenden Zivilisten. Plünderungen, Vergewaltigungen und willkürliche Morde waren an der Tagesordnung. Foto: pa

Wehrlos!

Betr.: „Sprache als Brücke zueinander" (Nr. 15)

Wenn ich zum Bürger eines anderen Landes werden will, muß ich seine Sprache erlernen, seine Lebensweise und Gewohnheiten kennenlernen und mich in sie einfügen wollen. Ich muß diesem Land und seinen Menschen auch Sympathie entgegenbringen, denn es soll ja zu meiner Heimat werden. – So sollte man meinen.

Wir wissen alle, daß dem oft nicht so ist. Viele kommen nur in unser Land, weil sie ihre Lebensqualität – auch auf Kosten des deutschen Steuerzahlers – verbessern wollen. Die Folgen sind zu besichtigen. Sympathie haben sie für uns nicht unbedingt übrig (Scheißdeutsche!).

Die Schuldigen für den heutigen Zustand wären zu benennen, was aber nichts bringt, da ein Richter fehlt.

Wir sind überhaupt wehrlos, müssen hinnehmen, was politische Parteien und Politiker uns verordnen. Die Verweigerung ihrer Wahl hilft uns nicht. Das Boot ist schon lange zu voll.

Jochen Späth, Bad Homburg

... und die Vorgeschichte?

Betr.: „Ihr Verhalten erinnert an die Sowjets" (Nr. 8)

Wir freuen uns, wenn wir mit unseren Nachbarn in Frieden und Freundschaft leben können. Das schließt ein, daß wir die Vergangenheit so sehen, wie sie wirklich war. Und es muß auch nicht die Erbärmlichkeit beinhalten, fremde Verfehlungen oder Untaten mit angeblichen deutschen zu entschuldigen. Jede Untat zählt für sich, ist unentschuldbar, aber sie ist – auf die Weltkriege bezogen – Geschichte.

Für mich ist auch nicht zu entschuldigen, wenn Deutsche ihre eigene Geschichte verfälschen, was noch immer an der Tagesordnung ist und bis in eine Rechtsprechung hineinreicht, die die historische Wahrheit unterdrückt.

Der Holocaust ist in unserem Land unvergessen, unzählige Gedenkstätten erinnern an ihn, in den Medien ist er auch nach 60 Jahren Dauerthema.

Tabuisiert sind in Deutschland alle Verbrechen der Besatzer / Sieger wie alles, was unser Land weniger schuldig zeigt. Kein Historiker, der diesen Namen verdient, wird sagen dürfen, daß der Zweite Weltkrieg nicht eine Vorgeschichte hat, an der neben dem Haupttäter Deutschland auch viele andere Mittäter beteiligt waren. Und keine Jugend ist je so tapfer, opferbereit und vaterlandsliebend in den Zweiten Weltkrieg gezogen wie die unsere. Ihr die Ehrfurcht und das Gedenken zu verweigern, ihre Gedenkstätten zu schänden und ihre Namen zu tilgen, sie einfach zu vergessen, dürfte kein Historiker, aber auch kein Politiker zulassen.

Viktor Holleben, Aalen

»Greenpeace« hat keine Demo-Reisekader

Betr.: „Auf Kollisionskurs" (Nr. 3)

Sehr geehrter Herr Mahlitz, mit Empörung habe ich den Artikel zur Kenntnis genommen, den uns eine Förderin vor wenigen Tagen zugeschickt hat. Ihre Darstellung von Greenpeace ist zutiefst polemisch und folgt einer willkürlichen Zusammenstellung, die ich im Folgenden korrigieren möchte. Da sich die Redaktion der *Preußischen Allgemeinen Zeitung* der Transparenz verpflichtet sieht, bitte ich Sie, dieses Schreiben als Leserbrief abzudrucken.

1. Sie vergessen zu erwähnen, daß P.I.W. (Public Interest Watch) fast zu 100 Prozent von „Exxon Mobil" finanziert wird. „Greenpeace" greift den Konzern weltweit seit Jahren wegen seiner umweltzerstörenden Energiepolitik an. Es ist darum nicht zu erwarten, daß P.I.W. objektive Urteile über „Greenpeace" fällt.

Sie vergessen ebenfalls zu erwähnen, daß die Steuerbehörde IRS den besonderen Steuerstatus von „Greenpeace USA" als Non-Profit-Organisation nach einer eingehenden Prüfung 2005 / 2006 bis heute anerkennt.

2. Demokratie und Transparenz – Die Zwischenüberschrift suggeriert eine grundsätzliche Ablehnung demokratischer Grundregeln durch „Greenpeace". Das ist falsch. „Greenpeace" steht auf dem Boden der freiheitlichdemokratischen Grundordnung. Unsere Aufklärungsarbeit ist überhaupt nur in Staaten mit einer zivilen Bürgergesellschaft und funktionierenden öffentlichen Kontrollen möglich. Echter Umweltschutz wird auch nur durch verbindliche gesetzliche Regelungen garantiert. Deshalb setzen wir uns international seit 30 Jahren für verbindliche Umweltschutzgesetze ein.

3. Die Melange aus Weltverbesserern – Es gibt bei „Greenpeace" keine Demo-Reisekader. Sie tun damit den ehrenamtlichen Mitstreitern Unrecht. Die Aktivisten opfern Urlaub und ihre Freizeit, um an „Greenpeace"-Demonstrationen teilnehmen zu können. Das heißt, sie überlegen sich sehr genau, zu welchem Thema sie uns unterstützen wollen und zu welchem nicht. Dabei sind sie völlig frei in ihrer Entscheidung. Es gibt keine Steuerung der von Ihnen als „Männern und Frauen fürs Grobe" Geschmähten, deren Vertreter übrigens ein Viertel der Mitgliederversammlung stellen. Und vermummt ist bei „Greenpeace" niemand. Daß Menschen bei Temperaturen weit unter Null ihr Gesicht vor Erfrierungen schützen, wie etwa in den Schlauchbooten in der Antarktis, kann ihnen kaum zum Vorwurf gemacht werden.

4. Nächstes Panik- und Weltuntergangsthema greifen – Ob jemand „Greenpeace" unterstützt, hängt von mehreren Faktoren ab. Der wichtigste ist jedoch die Glaubwürdigkeit. „Greenpeace" unternimmt nur langfristig angelegte Kampagnen, für die wir als Gesamtorganisation klare Ziele setzen, wie zum Beispiel die Einrichtung von Schutzgebieten für die letzten Urwälder oder internationale Vereinbarungen zum Klimaschutz. Opportunistische kurzfristige Themenwechsel würden unsere 540 000 Fördermitglieder sicherlich schnell durchschauen! Wir halten Ihre Meinung, die Öffentlichkeit ließe sich mittelfristig für dumm verkaufen, für unangebracht und respektlos.

Brigitte Behrens, Greenpeace Deutschland

Wiedererstarken der nationalen Identität war natürliche Folge

Betr.: PAZ

Die *PAZ* ist jeden Sonntagmorgen mein Evangelium. Für das heutige Mittelmaß wird diese Zeitung durch Beihilfe hervorragender Artikelschreiber einfach aus dem Medienwald herausgehoben. Jede Ausgabe ist einfach geistige Nahrung und Bereicherung, die politische Ausrichtung gehört ebenso als wichtiger Faktor dazu. Vergleicht man das Land der Dichter und Denker mit dem, was es auch in seinen Ausmaßen einmal war, kommt Enttäuschung auf.

Als ich bisher von Dr. Röhl gelesen habe, fand meinen ganzen Beifall. Besonders der Artikel „Du bist Hitler" (Nr. 51) hat mich einfach aus dem Gleichschritt gerissen, hier meine Reaktion darauf.

Die Zusammentragung vieler Abläufe aus dem letzten wahnsinnigen Krieg ist allein schon eine Leistung. Die eingefügte Stellungnahme zur Flüchtlingsfrage ist mitfühlend den damaligen Schreckensverhältnissen genau angemessen.

Was ich in diesem allumfassenden Gedankengang vermißt habe, war der Nachweis, wenn auch nur kurz erwähnt, wie es überhaupt zu diesem Krieg gekommen ist. Daß wir Deutschen die Kriegstreiber waren, wird von vielen internationalen Historikern stark angezweifelt!

Als 1918 Geborener sind noch viele Erinnerungen so wach, als wenn es erst gestern gewesen ist. Not, Hunger, 6,5 Millionen Arbeitslose, eine Regierung löste die andere ab, es wurde nicht besser, nur noch schlechter! Rotfront war in Deutschland, Frankreich und Italien, von Moskau stark unterstützt, im Vormarsch. In Spanien hätten die Roten gesiegt, hätte Deutschland die rote Pest nicht nur in Spanien gestoppt.

Hier meine Kernfrage zu Dr. Röhls ausführlichen Artikel: Welche Mächte waren am meisten an der Ausschaltung der deutschen Wirtschaftskapazität und an der Ohnmacht des deutschen Nationalstaates interessiert? An einem Notstand, den wir gerade erst hinter uns gelassen hatten!

Daß Exzesse dieses Tiefstandes zum Vergleich gut balancierten preußischen Mittelstandes nach einem Ventil suchen, ist einfach ein Faktor nationaler Identität.

Es kam, was kommen mußte, Hitlers stärkste Partei kam an die Macht und verwandelte ein am Boden zertrampeltes Kulturvolk in nur sechs Jahren zu dem, was es immer war, ein beispielhaftes Volk, welches dieser Erde mit viel Wissen und Beispielen vorstand und nachweislich bei weitem nicht als kriegslüstern und eroberungsorientiert zu bezeichnen war, wie man es nach 1945 versucht hat, hinzustellen!

Als Zeitzeuge möchte ich auch die Tatsache hervorheben, daß die wirtschaftliche Situation sich in nur sechs Jahren so nach oben bewegte, daß man wieder Freude und Zuversicht zum Leben gewann.

Darf man darüber nicht denken und schreiben, daß selbst viele westliche Staatsmänner einfach nicht umhin kamen, den nationalsozialistischen Aufschwung lobend zu beurteilen?

Daß die deutschen Schandtaten 60 Jahre danach noch immer hochgejubelt werden, deutsche Schüler in nachweislich gefälschte Ausstellungen transportiert werden, um nachzuweisen und sich selbst zu bezichtigen, wie schlecht und minderwertig ihre Väter und Großväter waren.

Abschließend möchte ich den Lesern noch die Frage stellen: Was wäre aus Deutschland und Europa geworden, hätte es keine Wiedererstarkung Deutschlands gegeben?

Gerhard Mittelstaedt, Sutton / Quebek, Kanada

Hoch auf Röhl!

Betr.: „Migrationshintergrund – Unwort des Jahres" (Nr. 14)

Herrn Röhls Schreibstil bewundere ich schon seit längerer Zeit! Was er schreibt, ist so hervorragend, daß ich mich schon auf den nächsten Artikel von ihm freue!

Der heutige Artikel ist dabei besonders herausragend!!

Gerhard Behrendt, Bielefeld

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Land der unsichtbaren Schleier – vor dem Mund

Betr.: „Migrationshintergrund – Unwort des Jahres“ (Nr. 14)

Der Artikel ist ungeschminkt und spiegelt das reale „Leben“ in Gegenden Deutschlands wider, die von Ausländern überbevölkert sind. Was Politiker hier fordern ist Quadratur der Idiotie. Deutschtests bewirken nichts, da gewöhnlich für eine Prüfung auswendig gelernt wird, aber in aller Regel nicht verstanden wird, worum es geht.

Die sofortige Ausweisung jugendlicher Straftäter hingegen ist ein absolut probates Mittel und hat mit Menschenrechtsverletzung oder Ausländerhaß nichts zu tun. Auch sollte man sich Gedanken darüber machen, daß überhaupt straffällige Ausländer sofort auszuweisen sind.

Wenn ein Ausländer, egal woher er stammt, in ein anderes Land ausreisen möchte, sollten ihm keine Steine in den Weg geworfen werden, solange dieser sich an Gesetze und Regeln in dem für ihn fremden Land hält. In Deutschland sind diese Regeln nicht das Papier wert, auf dem sie stehen, da nicht danach gehandelt wird, sondern immer nur von Ausnahmen die Rede ist. Ausnahmen bestätigen nicht nur die Regel, sie sind die Regel und das kann nicht sein.

Wie kann es überhaupt dazu kommen, daß in Deutschland Moscheen wie Pilze aus dem Boden schießen, jedes Wort, welches „ausländerfeindlich“ klingen könnte, auf die Goldwaage gelegt wird, die Meinungsfreiheit beschnitten wird, nur um nicht aufzufallen. Deutschland verkommt zu einem Land mit unsichtbarem Schleier vor dem Mund. Ich komme mir vor, als wäre ich in der ehemaligen DDR. Da wollte der Staat belogen werden, und wer am besten log, bekam so manche Auszeichnung.

Christian Rösner, Schmalkalden

Wir sind doch ein souveräner Staat

Betr.: „Alliierte verboten mehr als die Nazis“ (Nr. 14)

Daß die Alliierten noch mehr als die Nazis verboten haben, hatte ich noch nicht gehört. Ich meine darum auch, daß wir viel zu wenig darüber wissen, wie sich die Sieger des Zweiten Weltkrieges uns Deutschen gegenüber verhalten haben. Daß die Sieger die Geschichte schreiben, wissen wir, aber wir müssen diese Schreibung doch nicht hinnehmen, zumal wir doch über 60 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg ein souveräner Staat sind. Oder sollte ich mich da irren?

Es geht nicht um Vergleich oder Aufrechnung. Jede Schandtat, jede Gewalttat, jeder Mord, jede Fälschung, jedes Verschweigen und jedes Lügen ist zu verdammen. Nur gilt das für alle, für Sieger und Besiegte.

Dietrich Hollrichter, Fulda

Kohls Mädchen soll Profil zeigen

Betr.: „Kohls Mädchen?“ (Nr. 16)

Jetzt haben wir eine Kanzlerin und dürfen uns freuen, daß die bei uns gewünschte Gleichberechtigung der Geschlechter so sichtbaren Ausdruck findet (wie sehen das wohl unsere muslimischen Mitbewohner, die ihre Frauen unterdrücken, die in der Regel nicht einmal in einem der vielen türkischen Obststände mitverkaufen dürfen?).

Wer auch immer Kanzlerin / Kanzler ist, die / der ist dem Wohl von Volk und Staat verpflichtet. Eine europäische Verfassung gehört gegenwärtig nicht zu diesem Wohl, meint die Mehrheit der ungefragten deutschen Bürger, die auch meint, daß der Türkei der Zugang zur EU verwehrt bleiben soll.

Kohls erwachsen gewordenes Mädchen könnte ihren einstigen Ziehvater an Verdienst übertreffen, wenn sie anders als er die Meinungen der Bürger respektieren würde und sie über grundsätzliche Fragen unserer Zukunft abstimmen ließe.

Norbert Weidemann, Schwäbisch Gmünd



Foto: Keystone

Kohls Mädchen: In welchen Bereichen folgt Angela Merkel der Linie Helmut Kohls?

Westen hat Erben der SED hofiert

Betr.: „Die Dreisten kommen“ (Nr. 15)

Sollten wir uns darüber wundern, wenn doch die PDS seit vielen Jahren geschätzter Partner der SPD ist, was besonders in Berlin zu bestaunen ist? Bestaunen deshalb, weil es für einen Demokraten doch eigentlich undenkbar sein sollte, daß im Deutschen Bundestag die Folgepartei der SED wie von selbst ihren Platz gefunden hat und daß als Folge die Erben der SED schon wieder in Landesregierungen sitzen. Da hat man sie in der DDR zum Teufel gejagt, wohin sie auch gehören, und da sind sie flugs in einem anderen Mäntelchen wieder auferstanden. Daß da die Knechte der Stasi nicht schuldbewußt schweigen und für den Rest ihres Lebens den Mund halten, das ist doch eine natürliche Folge des Handelns der Parteien der „BRD“!

Bernhard Sander, Flensburg

Flagge zeigen

Betr.: „Nein, nein, niemals...“ (Nr. 11)

Schon länger lese ich Ihre letzte Seite zuerst.

Diesmal muß ich Ihnen schreiben: Großartig, treffend, mir ganz aus dem Herzen geschrieben – wie immer.

Der Kriegsminister der deutschen Fremdenlegion Jung soll Flagge zeigen und mit den Soldaten (Legionären) in den Kongo gehen als Vorbildfunktion und damit glaubwürdig werden.

Dort wird er gebraucht, da in Deutschland nichts mehr zu verteidigen ist. Was in diesen Zeiten nötig ist, das sind Vorbilder in jeder Beziehung.

Max Richard Hoffmann, Bad Reichenhall

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Auch wer nicht anreisen kann, muß wählen dürfen

Betr.: „Neuwahl der Königsberger Stadtvertreter“ (Nr. 10)

Für die am 23. / 24. September stattfindende Wahl der 40 Königsberger Stadtvertreter sind alle in der Bundesrepublik Deutschland und im Ausland lebenden Mitglieder der Königsberger Stadtgemeinschaft wahlberechtigt.

Nach der Satzung der Stadtgemeinschaft Königsberg (Pr) vom 19. Januar 2002 und der Wahlordnung werden die „Wahlen schriftlich und geheim“ durchgeführt. Damit wird allen in der Bundesrepublik und im Ausland wohnenden Stadtgemeinschaftsmitgliedern die Möglichkeit eingeräumt, ihre Stadtvertreter schriftlich zu wählen.

Die schriftliche Wahl würde zum einen zur Folge haben, daß nicht nur die Teilnehmer am Königsberger Treffen (23./24. September in Duisburg), sondern auch diejenigen Königsberger, die aus verschiedenen Gründen nicht in der Lage sind, nach Duisburg zu reisen, wählen könnten. Für die immer älter werdenden Angehörigen der „Erlebnisgeneration“ wäre das eine nachvollziehbare Erleichterung.

Die schriftliche Wahl würde zum anderen bewirken, daß der bisherige überwiegend im Umfeld von Duisburg ansässige Wählerstamm eine andere Gewichtung erhielte, was das Erscheinungsbild, es handele sich um eine Regionalwahl, mildern würde. Auch könnte sich ein wünschenswerter Generationenwechsel bei den Gremien der Stadtvertretung ergeben.

Kurt Fuhrmann, Wunstorf

Folge falscher Wahlversprechen

Betr.: „Das Gesetz ist tot“ (Nr. 15)

Wenn eine demokratisch gewählte Regierung sich den Massen beugt, – die, nicht zu vergessen, aus einzelnen Bürgern bestehen –, dann ist das eine schlechte Nachricht. Im vorliegenden Fall sind die Individuen aber zu verstehen, die sich gegen die Regierung auflehnen, obwohl sie das Vernünftige und Richtige will. Es sind Politiker, die Wohltaten verteilen, oft um sich bei Wahlen Vorteile zu verschaffen, aber auch aus mangelnder Klugheit und Weitsicht. Sie schufen Befindlichkeiten, ließen zur Gewohnheit werden, was nicht tauglich war. Nun meinen die Verwöhnten, daß heute nicht falsch sein kann, was zuvor angepriesen oder zugelassen wurde.

Volker Held, Wolfsburg

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Hans-Jürgen Mahlitz
(kommissarisch, V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
info@ostpreussen.de
Pressestelle:
presse@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **7691**

Häuserkomplex entstellte Hochmeister

Betr.: „Siegfried von Feuchtwangen“ (Nr. 9)

Das von der Redaktion abgedruckte Foto der Hochmeisterfigur mit dem neuen Kopf zeigt, daß der Helm mit einem hohen Kamm ausgestattet ist, den das Original nicht aufweist. Hier wurde ein auf der Luftaufnahme über dem Helm sichtbarer Häuserkomplex mißdeutet. Durch die falsche Ergänzung geht die charakteristische Form des in einer kleinen Spitze endenden Topfhelms verloren. Man hätte Herbert Meinhard Mühlpfordts 1979 erschienenes „Supplementum zu Königsberger Skulpturen und ihre Meister 1255–1945“ einsehen müssen, wo die Statue mit der wirklichen Umgebung erscheint.

Wie Igor Litwinenko in den russischen Internet-Nachrichten mitteilt, hat auf Initiative der „Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit“ (GTZ) in Berlin der Bundesbeauftragte für Kultur und Medien für die Wiederherstellung der Statue — sowie für die Beleuchtung des Museums im Tor — 20 000 Euro zur Verfügung gestellt. Bei der in Anspruch genommenen Fachkompetenz der GTZ verwundert allerdings die für dieses anspruchsvolle Restaurierungsprojekt mangelhafte Bildrecherche.

Da der nachgebildete Kopf des Hochmeisters auch in weiteren Details abweicht — so überzeugt die Ausführung der Kettenglieder des Nackenschutzes nicht, kann man nur hoffen, daß das originale Haupt noch im Wassergraben, über den die verrottete Torbrücke führt und in den es möglicherweise geworfen wurde, aufgefunden wird.

Dr. Heinrich Lange, Berlin

Harmlose Bräuche

Betr.: Ostern

Im Abendland ist es seit über hundert Jahren Brauch, zu Ostern Eier bunt zu malen. Das Bemalen von Ostereiern, das traditionelle Grünkohlessen zu Ostern oder das Abbrennen von Osterfeuern hat mit dem christlichen Glauben nichts zu tun. Trotzdem sind Andersgläubige nicht bereit, diese harmlosen Bräuche mitzumachen. Hier erkennt man beim Zusammenbringen fremder Völker, was nicht zusammen paßt.

E.R. Langenfeld, Wuppertal

Freiheit ist nicht Beliebigkeit – Moslems haben uns Grenzen gezeigt

Betr.: „Ein Übermaß an Verständnis“ (Nr. 9)

Zweifellos war der Karikaturenkrieg von diversen Obrigkeiten organisiert und inszeniert, besonders in Ländern, in denen man ansonsten absolut nicht spontan demonstrieren oder gar vandalisieren darf. Auf der anderen Seite muß man erkennen, daß aus geschichtlichen Abläufen, und seien sie noch so bizarr, gelernt werden muß. Das ist ja gerade unser gravierender Fehler, daß wir mit der alliierten reeducation nach dem Zweiten Weltkrieg die schädliche Verstümmelung der Geschichtskenntnisse der Nachkriegsgeneration erlaubt haben. Damit muß Schluß sein, wir müssen lernen zu analysieren, ohne auf sogenannte „political correctness“ zu achten. Wenn nun der Huntington'sche Kulturenkampf ausgebrochen sein sollte – oder schon ist –, können wir mit Kultur nur antworten, wenn wir denn selbst auch noch eine hätten. Da kommt uns unsere westliche Dekadenz einschließlich 68er „Denke“ schon arg in die Quere. Wer in Ski-Orten unsere europäische jugendliche Spaßgesellschaft ertragen muß, die von 23.30 Uhr bis zirka 5 Uhr in Discos „dröhnt“, sich „vollkokst“, vorher und nachher rumblökt, leergefressene Pizza-Kisten, leergesoffene Alcopop-Flaschen in die Umwelt schmeißt, spürt von europäischer Kultur nicht mehr viel.

Prof. Kirchhof hat es immer wieder erwähnt: Freiheit ist nicht Beliebigkeit, nicht Belanglosigkeit. Dafür, daß die Muslime darauf hingewiesen haben, daß sie Grenzen aufzeigen, die es zu respektieren gilt, muß ich mich bei ihnen bedanken und tue das auch. In einer ernst zu nehmenden demokratischen freien Gesellschaft ohne Risse der staatspolitischen Logik, wie sie in Deutschland leider häufig vorkommen, können wir dem Untergang nur dann nicht geweiht sein, wenn wir aus unseren Fehlern, auf die uns Muslime hingewiesen haben, schnell lernen. Das aufgeklärte christliche Abendland, das sich durch Blut und Schrecken zu einer großartigen Schöpfung entwickelt hat, muß verteidigt werden. Das richtig zu tun, bedeutet, einen Kulturkrieg zu einem Kulturkampf, einen solchen zu einem Kulturgeschehen, ein solches zu einem Kultur-Nebeneinander entsprechend der Lessing'schen Ring-Parabel herabzustufen. In irgendwelche archaischen Steinzeiten oder zu den Scheiterhaufen des Mittelalters zurückkehren zu wollen, ist nicht zielführend und geht schon deshalb nicht, weil die religiös und konfessionell entzündeten Feuer heutzutage atomar wären.

Dr. Hans-Wolfgang Pollack, Schramberg

Im Glanz der Geschichte

Das Haupthaus des Deutschen Ordens liegt im Schatten des Stephansdoms

Von NORBERT MATERN

Fast direkt neben dem Wiener Stephansdom, in der Singerstrasse 7 liegt das heutige Haupthaus des Deutschen Ordens, der Sitz seines 65. Hochmeisters, Abt Dr. Bruno Platter. Wer heute die nach Überwindung der Bedenken des Denkmalschutzamtes neu gebauten 31 Gästezimmer bezieht, hat die Chance, morgens mit dem Hochmeister zu frühstücken. Denn auch er sitzt mit seinen Patres und Mitarbeitern im Frühstücksraum mit dem Blick auf die Domtürme.

Hier kann man mit dem Hochmeister frühstücken

Der 1944 auf dem Ritten in Südtirol geborene Kirchenrechtler leitet seit August des Jahres 2000 den mehr als 800 Jahre alten einstigen Deutschen Ritterorden, dessen Glanz auch die im Hause befindliche Schatzkammer, Archiv und Bibliothek widerspiegeln. Die Priester, Brüder, Schwestern und Familiaren leben und wirken heute in Österreich, Deutschland, Italien, Slowenien, Tschechien. der Slowakei und Belgien in Seelsorge und karitativen Einrichtungen.

Ehrenritter gibt es nur noch wenige, darunter Otto von Habsburg und der Kölner Kardinal Meisner. Der Deutsche Orden ist einer der wenigen Orden, dessen Oberer nicht in Rom residiert.

Hochmeistersitz wurde Wien 1809. Unter den Nationalsozialisten wurde der Orden in Österreich aufgehoben. In das Deutsche Haus zog die SS ein, und Himmler entwickelte hier in einer Rede seine Ideen über die Neugründung eines Ordens nach NS-Ideologie.

Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte die Republik Österreich den Orden wieder in seine alten Rechte ein und gab den enteigneten Besitz zurück. Damals war Hochmeister Robert Schälzky mit den Ordensbrüdern und Schwestern aus dem Sudetenland vertrieben worden. Er fand Aufnahme in Lana / Südtirol, wo der Orden überlebt hatte. Die Verbundenheit des Ordens mit den Sudetendeutschen bezeugt eine Tafel im Eingang des Hauses. Die Brünner gedenken ihrer bei Flucht und Vertreibung umgekommen Landsleute.

Auch vor dem großen Gebäudekomplex erinnert eine Tafel an die Zeit zwischen 1938 und 1988: „In der Welt seid Ihr in Bedrängnis. Aber habt Mut. Ich habe die Welt besiegt“ (Jo. 16, 33). Mit 1. September 1938 lösten die Nationalsozialisten die Ballei Österreich des Deutschen Ordens auf. Am 24. März 1947 erklärte die Regierung der Republik Österreich die Auflösung für widerrechtlich und nichtig.“

Das Haus in Wien beherbergt inzwischen wieder das von Zeit zu Zeit zusammentretende Generalkapitel, hat Zimmer für Ordensmitglieder, Gäste des Hochmeisters und den Ordensnachwuchs, der überwiegend in Innsbruck studiert.

Drei junge Tschechen bereiten sich derzeit auf den Eintritt in den Orden vor, der in ihrer Heimat den etwas veränderten alten Ordensnamen „Brüder und Schwestern vom Haus Mariens in Jerusalem“ führt. Hochmeister Platter erzählt von der kürzlich erfolgten Rückgabe von Ordensbesitz in Slowenien und den Problemen, ihn entweder wieder zu nutzen oder zu veräußern. Denn gepflegt haben ihn die Kommunisten nicht gerade.

Drei Tschechen bereiten sich auf den Eintritt vor

Der Archivar des Ordens, P. Professor Bernhard Demel, weiß spannend aus der Ordensgeschichte zu berichten. Über das Wiener Haus selbst hat er ein Büchlein geschrieben. Wenn er seine Besucher an den vielen Akten- und Bücherschränken vorbeiführt, vergißt er nicht den Hinweis, daß sie vom letzten Ritterhochmeister Erzherzog Eugen (1894–1923) als Gesellenstück getischlert wurden. Als Sohn des habsburgischen Kaiserhauses hatte er wie üblich ein Handwerk erlernen müssen.

Die Geschichte des Wiener Ordenshauses beginnt schon an der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert. Nur der schmale Kirchturm ist in seiner Grundsubstanz bis heute erhalten. Viel von dem riesigen Komplex aus dem 14. Jahrhundert ist vermietet: an das Erzbistum, das dort unter anderem eine Medienakademie führt, an Geschäfte und das Mozarthaus.

In zeitgenössischen Kostümen musiziert ein Quartett regelmäßig in der „Sala Terrena“ mit seinem wunderschönen Gewölbe. In diesem freskengeschmückten Raum – wohl dem ältesten des Hauses – gab Mozart selbst einige Konzerte. Im Deutschen Haus wohnte er 1781 etwa zehn Wochen.

Hochmeister Platter und seine Mitbrüder zelebrieren in der zum Haus gehörenden gotischen St. Elisabethkirche. An den Wänden erinnern Aufschwörschilde an die Zeit vor 1929, als aus dem Ritterorden ein klerikaler Orden päpstlichen Rechts wurde. 1916 erfolgte vor dem Altar der letzte Ritterschlag. Unter den Nazis war die Kirche ein Magazin. In der Schatzkammer im ersten Stock werden Pretiosen aus der Zeit von 1198 bis 1929 gezeigt. Darunter sind kostbares Tafel- und Meßgerät und eine Sammlung orientalischer Prunkwaffen, eine der bedeutendsten in Europa.


Foto: Matern

Residiert in Wien: Hochmeister Bruno Platter vor dem Bild eines seiner Vorgänger, Wilhelm von Österreich (1863–1894)

Der Schmerz sitzt manchmal sehr tief

Schweizerin untersuchte Verhaltensweisen von Erwachsenen und deren Erfahrungen als Kinder

Von REBECCA BELLANO

Eigentlich hatte sie ihre Mutter angerufen, um ihr von ihrer bestandenen Prüfung zu erzählen, aber irgendwie waren sie von ihrem Erfolg auf den Nicht-Erfolg der Mutter gekommen. „Nee, laß man, Schieter“, hatte deren Mutter einst zu ihrem Mann gesagt, „die is ja man nur eine Deern. Die braucht keinen Nachhilfeunterricht in Mathe, die wird eh früh heiraten und dazu braucht sie kein Abitur.“

Schon beim letzten Telefonat war man von einem Erlebnis der Gegenwart auf die Probleme der Mutter mit dem ständigen Streit zwischen ihrer eigenen Mutter und den jüngeren Schwestern gekommen. Alle drei Schwestern buhlten selbst im Erwachsenalter um die Gunst der Mutter, die in völliger Überforderung mit ihren teilweise nicht mehr miteinander sprechenden Töchtern als Alkoholikerin endete.

Drei Generationen in nervenaufreibenden Auseinandersetzungen mit ihren Müttern vereint. Katharina Ley versucht in „Versöhnung mit den Eltern – Wege zur inneren Freiheit“ (patmos Verlag, Düsseldorf, 219 Seiten, Klappbroschur, 14,90 Euro), die Eltern-Kind-, aber auch Geschwister-Beziehungen unter dem Aspekt der charakterlichen Folgeschäden aufzuschlüsseln. Die Schweizer Psychoanalytikerin wechselt zwischen Erfahrungsberichten Betroffener und eigener Beurteilung, so daß während der Lektüre deutlich wird, wie tief der Schmerz in so manchem Erwachsen über erlittene Demütigungen, Vernachlässigungen und Mißhandlungen sitzen kann.

„Das verletzte Kind in sich wahrzunehmen, hilft zu erkennen, daß auch die Eltern verletzte Kinder waren. Vieles von ihrem Fehlverhalten war ihr Selbstschutz vor ihren eigenen Verletzungen. Wenn ein Mensch dies mit dem Herzen und in Liebe erkennt, dann verwandelt sich Schmerz in Mitgefühl, Respekt und Nähe.“

Einerlei, was man von dem sehr harmonisch stimmenden Versöhnungsratschlägen der Autorin halten mag, so macht sie doch deutlich, wie wichtig es ist, seine eigenen Schwächen unter Berücksichtigung der Kindheit zu hinterfragen. Viele Verhaltensweisen des Erwachsenen fußen in den Erfahrungen als Kind und da die Eltern maßgeblichen Einfluß auf das Leben eines Kindes haben, sind sie häufig die Mitverursacher. Wobei hier eindeutig darauf verwiesen sein soll, daß sich die Eltern selten dessen bewußt sind.



Die wenigsten hinterfragen ihr alltägliches Tun, manche meinen etwas sogar gut und erreichen unbewußt das Gegenteil. So spricht Katharina Ley beispielsweise den Fall einer Mutter an, die ihrer Tochter immer helfend zur Seite steht, bis die Situation eskaliert, als die Tochter selbständig etwas backen möchte und die Mutter sich mit ihren Ratschlägen aufdrängt. Was die eine gut meint, ist für die andere ein Zeichen dafür, daß ihre Mutter ihr nichts zutraut. Bei dem geschilderten Beispiel spricht die Tochter die Mutter offen darauf an, doch wie oft geschieht so etwas in der Realität? Häufig werden Konflikte mit den Eltern aus Kindertagen laut der Berner Therapeutin erst durch Konflikte im Erwachsenenalter bewußt. Doch wie soll man nach Jahrzehnten die Eltern noch auf die „alten Kamellen“ ansprechen, die für einen eben gar nicht so alt – im Sinne von vergangen – sind? Und was ist, wenn die Eltern gar nicht mehr leben?

„Es ist ein Glücksfall, wenn wir uns im vertraulichen Gespräch mit einer Freundin, einem Freund, mit dem etwas Belastendem aus unserer Vergangenheit auseinandersetzen und uns allmählich damit versöhnen können. Es kann auch in einer Therapie geschehen, in einer Selbsterfahrungsgruppe, möglicherweise auch allein, im Schreiben eines Tagebuches oder im Verfassen von Briefen an sich selbst und an früher wichtige Personen. Entscheidend ist in solchen Momenten, daß die Differenz zwischen früher und heute entdeckt und erkannt werden kann.

Damals fühlte und handelte man anders als heute möglich wäre. Heute haben wir mehr Möglichkeiten zur Verfügung. Das verändert den Blick auf das Frühere und ermöglicht einem heute, früher Verletzendes, Ärgerliches, Schmerzliches zu überwinden und es seinzulassen.“

Bei Katharina Ley geht die Versöhnung immer vom Kind aus, da es das Opfer ist. Doch die Rollen können sich auch verschieben. In jedem Fall muß aber der jenige, der die Versöhnung anstrebt, ehrlich zu sich selbst sein. Er darf seine Aggressionen nicht gegenüber anderen oder gar sich selbst freien Lauf lassen.

Katharina Ley weist aber auch darauf hin, daß es viele Menschen gibt, die keine Versöhnung mit ihren Eltern anstreben, weil sie sie nicht für nötig halten. Wer sich selbst akzeptiert, hat auch die Kraft, seine Eltern realistisch zu sehen. „Es ist doch klar, daß meine Eltern auch Menschen sind, was denn sonst?“, so ein Befragter. „Wir wollen einander nicht mehr verändern. So sind unsere Beziehungen heiter und locker geworden.“

Einzelkinder sind besser als ihr Ruf

Wissenschaftler sind sich nicht einig, ob Geschwisterkinder sich besser entwickeln

Während Einzelkinder in den 60er Jahren äußerst selten waren, sind sie heute die Regel. Die Zahl der Einzelkinder nimmt zu, die Vorurteile über sie dagegen nehmen nur relativ langsam ab. Sie gelten als verwöhnt, egoistisch, eigensinnig und arrogant. Der kleine Lukas aus unserer Nachbarschaft bekommt einen Wutanfall, wenn er nicht ständig seinen Willen bekommt. Er ist nicht in der Lage, seine Spielsachen mit anderen Kindern zu teilen. Typische Eigenschaften eines Einzelkindes oder Erziehungsfehler?

Einzelkinder sind meist besser als ihr Ruf. Die familiären Umstände für ein Kind mit Geschwistern sind gewiß nicht besser oder schlechter, sondern einfach nur anders. Maßgebend für die Entwicklung des Kindes ist sicher nicht die Zahl der Brüder und Schwestern, sondern eher das Verhalten der Eltern. Der einzige Vorteil allerdings, den ein Einzelkind den Geschwisterkindern gegenüber hat, ist die ungeteilte Aufmerksamkeit und Liebe der Eltern. Darum ist es durchaus ratsam, den kleinen Sonnenschein niemals zum Lebensmittelpunkt der Kleinfamilie werden zu lassen. In aufwendigen Studien haben Wissenschaftler versucht herauszufinden, ob ein Kind, das allein aufwächst, den Geschwisterkindern in irgendeiner Form überlegen ist. Eindeutige Ergebnisse wurden allerdings nicht veröffentlicht. Viele Berichte widersprachen sich sogar. In einem Punkt aber waren sich alle Wissenschaftler einig: Einzelkinder seien größere Individualisten, hieß es in fast jedem der Abschlußberichte. Wenn Eltern es schaffen, Kinder zu selbstbewußten Individualisten zu erziehen, können sie sich nur gratulieren. Jedes Kind ist eine kleine Persönlichkeit, ob es nun mit oder ohne Geschwister aufwächst. Die Erfahrung, die ein Geschwisterkind bei „Machtkämpfen“ und Auseinandersetzungen mit seinen Brüdern oder Schwestern sammelt, erfährt ein Einzelkind in den Streitereien mit Spielkameraden oder in der Schule.

Nehmen wir also Diskussionen über Einzel- oder Geschwisterkinder nicht so ernst. Die Hauptsache ist doch, sie sind – „Wunschkinder“.

Helga Licher

Charmant

oder Sag es durch die Blume

Sie kannten sich noch nicht sehr lange. Und die Lebensumstände brachten es mit sich, daß sie sich nur einige Male im Jahr sahen. Er hatte sie schon lange durch seinen Charme bezaubert. Seine dunklen Augen blitzten vor Vergnügen, wenn er sie mit einem kleinen Schabernack erfreuen konnte. Und sein Lächeln zauberte kleine Grübchen auf die Wangen. Aber er konnte auch ein wenig garstig sein, vor allem, wenn er seinen Willen durchsetzen wollte. Da kannte er keine Gnade. Erst die Überredungs- und Überzeugungskunst der anderen brachten ihn dann wieder „auf den Teppich“. Nach solch einem Anfall zog er sich eines Tages zerknirscht zurück. Als er nach etwa einer Stunde wieder auftauchte, war seine gute Laune wieder hergestellt. Er stürmte ins Zimmer, direkt auf sie zu. „Das ist für dich“, strahlte er und drückte ihr drei Gänseblümchen in die Hand. Errötend sog sie den zarten Duft der Blumen ein und wollte sich bedanken, da war er aber schon wieder fort. So ein Fünfjähriger hat eben viel zu erledigen ...

SiS

Gibt es bald zwei selige Ermländer?

Interview mit Prof. Dr. Joachim Schmiedl ISch zum laufenden Seligsprechungsprozeß des Prositteners Josef Engling

Nach der im Jahre 1999 seliggesprochenen Gründerin des Katharinerinnennordens, der Braunsbergerin Regina Protmann, soll mit Josef Engling aus Prossitten ein weiterer Ermländer seliggesprochen werden. Derzeit arbeiten die Anwälte des Seligzusprechenden, die sogenannten Postulatoren, weitere Materialien in dem seit 1952 laufenden Seligsprechungsprozeß für das in Rom laufende Verfahren auf. Der bereits mit 20 Jahren im Ersten Weltkrieg bei der französischen Stadt Cambrai gefallene Prosittener hat weltweit Anhänger. Sein Elternhaus in Ostpreußen ist heute ein Museum und wird jedes Jahr von ungzähligen Wallfahrern aufgesucht.

Wer ist Josef Engling, daß er weltweit so verehrt wird?

Joachim Schmiedl: Josef Engling wurde 1898 im ermländischen Prossitten als viertes von sieben Kindern geboren. Nach der Schulzeit äußerte er den Wunsch, Priester zu werden, und kam in das Studienheim der Pallottiner in Schönstatt-Vallendar bei Koblenz. Hier wurden Missionare für Kamerun ausgebildet. In Schönstatt wurde er sehr tief beeinflußt vom Spiritual des Studienheims, Joseph Kentenich, der eine Marianische Kongregation gegründet hatte, in der Josef Engling verantwortlich mitarbeitete. Hier lernte er, an seiner Persönlichkeitsbildung zu arbeiten, sein religiöses Leben zu vertiefen und sich für eine apostolische Tätigkeit vorzubereiten. Unter den Bedingungen eines katholischen Internats lebte er diese Elemente genau so, wie er sie unter den Bedingungen des Soldatenlebens und Fronteinsatzes vertiefte. Nach seinem Tod, er fiel 1918 bei Cambrai, zog dieses einfache und doch so sprechende Beispiel rasch viele Menschen an, Jugendliche und Erwachsene. Besonders seine Todesstätte wurde zu einem Ort, an dem das eigene religiöse Engagement, die Verbindung mit der Gottesmutter Maria, der Mut zur Selbsterziehung und die Freude am christlichen Glauben erneuert und bei vielen erstmals geweckt wurde. Das geht bis heute so weiter und hat sich auch weltweit verbreitet. Vor allem in Südamerika sehen junge Menschen in Josef Engling ihr Vorbild.

Engling wird als jähzorniger Melancholiker mit Hang zum Kartenspiel beschrieben, der 1918 als Musketier bei Cambrai fiel. Klingt dies nach einem heiligen Leben?

Schmiedl: Karten spielte er tatsächlich sehr gern. Beim Spiel um Geld gehörte er auch manchmal zu den Gewinnern. Seine Melancholie ging freilich nie so weit, daß er am Leben verzweifelte. Diese Charaktereigenschaft war vielmehr eine große Hilfe für ihn, zu einer tiefen Gottes- und Menschenbeziehung zu wachsen. Und mit dem Jähzorn ist es wirklich nicht so weit her. Wenn ein heranwachsender junger Mensch, der sich acht Jahre über sein Innenleben Rechenschaft gibt, in dieser Zeit von etwa einer Handvoll Wutausbrüchen berichten kann, ist das für mich ein Zeichen großer Selbstbeherrschung. Die Heiligkeit im Leben Josef Englings liegt ja auch weniger in außergewöhnlichen Ereignissen und Taten, sondern in der Fähigkeit, an den Herausforderungen des Alltags zu wachsen.

Wieviel Ostpreußen steckte in Engling?

Schmiedl: Sehr viel. Engling fühlte sich als Ermländer. Aus der religiösen Tradition des katholischen Ermlandes lebte er. Die Wallfahrtsorte seiner Heimat, besonders Heiligelinde, Dietrichswalde und Springborn, waren ihm vertraut und lieb. Die Empfänglichkeit für alles Katholische brachte er von zu Hause mit. Es war der Grundstock für sein ganzes Leben.

Angeblich wird nun auch in Ostpreußen selbst Josef Engling entdeckt. In seinem Geburtshaus soll ein Museumszimmer eingerichtet sein.

Schmiedl: Das Geburtshaus in Prossitten steht leider nicht mehr. Seine Eltern haben bald nach der Geburt Josefs ein neues Haus gebaut, in dem er selbst auch gewohnt hat. Dieses konnte von der Schönstatt-Bewegung erworben werden. Alicja Kostka aus Kuhdippen hat darin ein Zimmer mit Erinnerungsgegenständen und Fotos eingerichtet. Einzelne und Gruppen aus der Umgebung, aber auch aus anderen Ländern kommen regelmäßig dort vorbei. Einmal im Jahr findet ein Seminarwochenende über Josef Engling statt.

Seit bald 55 Jahren läuft ein Verfahren mit dem Ziel der Seligsprechung Englings. Sie sind als Vize-Postulator im Seligsprechungsprozeß eingesetzt. Welche Wunder werden Engling zugeschrieben? Wie läuft so ein Seligsprechungsprozeß überhaupt ab?

Schmiedl: 1952 wurde in der Diözese Trier der Seligsprechungsprozess für Josef Engling eröffnet. Zwölf Jahre später wurden die Akten nach Rom gebracht. Dann allerdings kam es nach jahrelangen Streitigkeiten zur rechtlichen Trennung der Schönstatt-Bewegung von den Pallottinern. Da der Prozeß im Namen der Pallottiner geführt wurde, war es verständlich, daß er zunächst auf Eis gelegt wurde. Seit 2000 wird der Prozeß nun weitergeführt, und zwar gemeinsam von Pallottinern und Schönstättern. Ich deute das als ein moralisches Wunder.

Wie geht es weiter? Im Moment werden Dokumente zur Verehrung Josef Englings gesammelt, die sich auf die Zeit zwischen 1964 und heute beziehen. Wenn diese Phase abgeschlossen ist, werden die Akten nach Rom gebracht. Dort wird eine Lebensbeschreibung an Hand der Zeugenaussagen und der Dokumente geschrieben mit der besonderen Blickrichtung, ob er die Tugenden wirklich in heroischem Maß gelebt hat, also ob seine Gottesbeziehung und seine Nächstenliebe weit über das normale Maß hinausgegangen sind. Dann ist es notwendig, daß gewissermaßen als Bestätigung „von oben“ ein Wunder auf seine Fürsprache geschieht und anerkannt wird. Die Entscheidung über die Anerkennung treffen Ärzte und Theologen. Dieses Wunder fehlt bis jetzt. Die letzte Entscheidung, ob Josef Engling seliggesprochen wird, liegt beim Papst selbst.



Josef Engling: Er fiel bereits mit 20 Jahren im Ersten Weltkrieg.

Wann rechnen Sie mit dem Ende des Prozesses?

Schmiedl: Wir hoffen, die ergänzenden Akten in diesem oder im nächsten Jahr in Rom abgeben zu können. Über einen erfolgreichen Abschluß läßt sich noch nichts sagen. Das wird sicher noch eine Reihe von Jahren dauern.

Sie sind an der Person und an dem Charakter Englings nah dran. Wie würde Josef Engling auf die heute übliche Beliebigkeit in der Glaubenspraxis der christlichen Kirchen reagieren?

Schmiedl: Typisch für Josef Engling war, daß er sich um den einzelnen gekümmert hat und ihm nachgegangen ist. Das war der Fall, wenn sich ein Mitschüler in einer persönlichen Krise befand. Das geschah auch im Krieg, wenn er sich bemühte, Mitsoldaten zum Gottesdienstbesuch zu bewegen. Glaube ohne Praxis war für Engling undenkbar. Aber die Hinführung zu dieser Praxis muß über das konkrete Vorbild von Christen erfolgen. Das können wir von Engling lernen. Ein Zitat von ihm: „Sie fühlen sich zu Kameraden hingezogen, von denen sie wissen, daß sie mit ihrem Herrgott gut stehen.“

Kann der missionierende Christ in der hiesigen Diaspora auf Engling zurückgreifen?

Schmiedl: Die Diaspora hat Engling auch erlebt, wenn auch anders als wir Heutigen. Deshalb war ihm der Zusammenhalt auch so wichtig. Für mich ist beeindruckend, wie Josef Engling als Soldat fast jeden Tag einen Brief an seine Freunde aus der Marianischen Kongregation geschrieben hat. Wenn die äußeren Verhältnisse keine große Gemeindeerfahrung mehr zulassen, ist die Verbindung über Medien – damals Brief, heute Telefon und Internet – um so wichtiger. Und dafür müssen Christen heute viel mehr an Zeit und Geld investieren als früher.

Was zeichnet die Schönstatt-Bewegung aus?

Schmiedl: Die Schönstatt-Bewegung gehört zu den neuen Geistlichen Bewegungen. Von ihrem Gründungscharisma her ist sie marianisch, was durch eine besondere Form der Marienweihe, das „Liebesbündnis“ mit der Gottesmutter, ausgedrückt wird. Es geht Schönstatt um eine christliche Gestaltung des Alltagslebens, um eine „Werktagsheiligkeit“ und um die Verfügbarkeit für den Anruf Gottes in den Situationen und Aufgaben des Lebens. Faszinierend ist auch die weltweite Verbreitung, mittlerweile in allen Kontinenten. Daß sich alle überall zu Hause fühlen können, verdankt Schönstatt den kleinen Kapellchen, die an über 170 Orten originalgetreu dem Urheiligtum in Schönstatt nachgebildet sind.

Wie unterscheiden sich die Schönstätter von durchschnittlichen Marienverehrungs-Zirkeln?

Schmiedl: Die Schönstatt-Bewegung ist viel mehr als nur Marienverehrung. Es geht um einen Weg christlicher Lebensgestaltung in Verbindung mit Maria. Nicht nur Verehrung, sondern um es biblisch auszudrücken: Wie mit Jesus, so ist Maria auch bei dem, der sich ihr schenkt, in allen Lebenslagen anwesend. Sie begleitet und gestaltet, sie erzieht und formt. Marienverehrung ist für Schönstatt also keine einseitige Sache, sondern fordert beide Seiten, den Menschen und die Gottesmutter Maria, gleichermaßen heraus.

Der Islam breitet sich tatsächlich (oder gefühlt) in Europa aus und die Kirchen in Deutschland scheinen sich trotz einer gewissen Benedikt-Begeisterung nicht spürbar zu füllen. Peter Hahne spricht insoweit von einem feigen Verstecken des Christentums und verlangt mehr Prinzipientreue und Standfestigkeit im gelebten Glauben. Gibt die Schönstatt-Bewegung, gibt Josef Engling hierauf eine eigene, eine katholische Antwort?

Schmiedl: Eine gemeinsame Antwort der Schönstatt-Bewegung gibt es nicht. Das hängt aber vor allem an der föderativen Struktur, durch die jede Teilgemeinschaft selbstständig ist und agieren kann. Für Josef Engling wäre es sicherlich selbstverständlich, daß der Glaube auch offen gezeigt und bekannt werden muß. Dann würde er sich um ein besseres Verständnis der ihm fremden Religion bemühen. Ich schließe das daraus, daß er als Soldat Polnisch und Französisch gelernt und Bücher über zeitgenössische Philosophie, nicht nur christliche, gelesen hat. Beides gilt auch heute: sich nicht zurückziehen, aber auch gut über den eigenen und fremden Glauben informiert sein.

Pater Schmiedl, ich danke für das Gespräch.

Das Gespräch führte Bernhard Knapstein.

Zur Person



Foto: Knapstein

Prof. Dr. Joachim Schmiedl

Prof. Dr. Joachim Schmiedl wurde am 18. Dezember 1958 in Nürnberg geboren und ist Mitglied der Schönstattpatres. Sein Studium der Katholischen Theologie in Münster beendete Pater Schmiedl 1988 mit seiner Priesterweihe und Promotion. 1998 wurde er an der Westfälischen Wilhelms-Universität habilitiert. Seit 2001 ist er ordentlicher Professor für Kirchengeschichte an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar.

Pater Schmiedl ist seit 2003 Vize-Postulator im Seligsprechungsprozeß für Joseph Engling.

Litauen betreibt eine eigene Schule für Deutsche

Wilhelm v. Gottberg besuchte bei seiner Informationsfahrt durch das Memelland auch die Hermann-Sudermann-Schule

Der Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen (LO), Wilhelm v. Gottberg, besuchte im Rahmen seiner Reise nach Memel und Heydekrug auch die Hermann-Sudermann-Schule in Memel. Dabei wurde er ausführlich von der Direktorin der Schule, Angela Klitiene, über die Struktur und die Lehrinhalte der Schule informiert.

Die Hermann-Sudermann-Schule ist eine litauische Schule für die deutsche Volksgruppe in Litauen. Die Unterrichtssprache ist Litauisch, aber schon ab der Klasse 1 – also für Sechsjährige – wird vermehrt Deutschunterricht angeboten. In der Unterstufe werden sechs bis sieben Stunden Deutsch als Fremdsprache gelehrt. In der Mittel- und Oberstufe reduziert sich dieses Angebot auf drei bis fünf Stunden wöchentlich.

Die Schule besuchen derzeit 538 Schüler, etwa die Hälfte sind deutsche oder deutschstämmige Kinder beziehungsweise Jugendliche.

Die Schule führt in zwölf Jahren zum Abitur. Jeder Schülerjahrgang wird in zwei Klassen beschult, so daß die gesamte Schülerschaft der Schule in 24 Klassen beschult wird.

Litauisch als Staatssprache und Deutsch als Nationalitätensprache sind verbindliche Prüfungsfächer für das Zentralabitur. Das Abitur an der Hermann-Sudermann-Schule ist in der Bundesrepublik Deutschland voll anerkannt. Jeder Abiturient der Schule kann an allen bundesdeutschen Universitäten studieren.

Die Hermann-Sudermann-Schule ist eine Ganztagsschule, das Mittagessen wird im Wirtschaftstrakt der Schule zubereitet und eingenommen.

Der Schule ist ein Internat angegliedert, in dem zur Zeit 30 Schüler untergebracht sind. Das Internat nimmt Schüler auf, denen aufgrund weiter Schulwege die tägliche Heimfahrt nicht möglich ist. Das Internat ist kostenlos, die Internatsschüler müssen lediglich für Verpflegung und Wäschepflege eine geringe Gebühr entrichten.

Die sogenannte „deutsche“ Schule ist eine litauische Staatsschule. In der Bundesrepublik Deutschland wird immer wieder kolportiert, daß die Hermann-Sudermann-Schule eine deutsche Auslandsschule sei, die vom Bundesverwaltungsamt voll alimentiert werde. Der bundesdeutsche Beitrag zum Betrieb der Schule besteht aber lediglich in der Entsendung zweier Programmlehrer, die vornehmlich im Deutschunterricht eingesetzt werden.

Nach dem Gespräch führte die Schulleiterin den Sprecher der LO durch die gesamte Schule und den Internatstrakt. Dabei konnte sich der Gast aus der Bundesrepublik auch in zwei Klassen von der hohen Qualität des angebotenen Deutschunterrichtes überzeugen. Wilhelm v. Gottberg bedankte sich bei der Verabschiedung für die umfassenden Informationen und verband seine guten Wünsche für die Arbeit des Lehrkörpers mit einem Geldgeschenk für den Sozialfond der Schule.

Der Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen wurde bei seinem Besuch in der Hermann-Sudermann-Schule von Alfreda Kazukauskiene (Luise Quitsch), der Vorsitzenden des Vereins „Edelweiß“ der Wolfskinder, begleitet. *E. B.*

Ostereier aus Gelnhausen für die Heimat

Hilfstransport aus Hessen zur »Bärentatze«, der Johanniter-Sozialstation und dem Behindertenheim in Sensburg

Von EBERHARD TRAUM

Die Vorsitzende der Ost- und Westpreußen sowie Pommern in Gelnhausen, Hessens LO-Landesgruppenvorsitzende Margot Noll, hatte wieder viele Spenden gesammelt, um im Raum Sensburg zu helfen. Diesmal wurde die Fahrt vor dem Osterfest gestartet. Vom Gründonnerstag bis Ostermontag war man unterwegs in der masurischen Kreisstadt und deren Umgebung.

Zwei Fahrer waren nötig, um die lange Fahrt zu bewältigen. Margot Noll kennt nicht nur die Strecke nach Sensburg, sondern auch eine Menge Leute, die schon sehnsüchtig auf den Transport warteten.

Für die Johanniter-Station in Sensburg, die deutsche Volksgruppe in der Region und für alle Hilfsbedürftigen, die teilweise noch in großer Armut leben müssen, werden die Spenden gebraucht und persönlich vor Ort gebracht. Die dortige Sensburger Deutsche Gesellschaft „Bärentatze“, mit der Johanniter-Station im selben Gebäude untergebracht, versorgt die Menschen.

„Die schönsten Erlebnisse hat man natürlich mit Kindern, die ihre Augen gar nicht weit genug aufreißen können. In den Kinderheimen wird still gestaunt und auch vor Glück geweint“, so Margot Noll, die inzwischen Erfahrung mit solchen Lieferungen hat. „Die Herzlichkeit und Dankbarkeit, der Menschen dort, ist wunderbarer Lohn. Mit den Hilfen wird auch eine Basis für die europäische Familie gelegt“, sagte sie ergänzend, bevor die Fahrt losging.

Im Transport befanden sich neben Medikamenten, Kleidern und Bettwäsche, Küchengeräten und Lebensmitteln diesmal auch fast 400 Paar Schuhe, die von einem Gelnhäuser Kaufhaus aussortiert worden und als Spende an Margot Noll gegangen waren. „In den vergangenen Jahren war es oft ein großes Problem, einen geeigneten Transporter zu bekommen, denn in einen normalen Kombi gehen die vielen Spenden meist nicht rein“, sagte Margot Noll. Dieses Problem hatte sich in diesem Jahr fast von allein gelöst, worüber sie sehr glücklich ist.

Als der Landrat des Main-Kinzig-Kreises, Erich Pipa, von der Hilfsfahrt erfuhr, verständigte er sofort Gerhard Freund, den Geschäftsführer der kreiseigenen Gesellschaft AQA, und es wurde ein Fahrzeug zur Verfügung gestellt. Die Bereitschaft des Main-Kinzig-Kreises, mit einem Fahrzeug der AQA auszuhelfen, war nicht nur überraschend, sondern machte mit einem Schlag die Sorgen ganz klein. Daß sich auch ein Sponsor für die Benzinkosten finden ließ, machte die Landesvorsitzende beinahe sprachlos.

Die Wächtersbacher Brauerei übernahm spontan diese Kosten. Geschäftsführer Heinrich-Wilhelm Peltz war sogar in Sorge, ob man vor Ort das richtige Getränk zur Verfügung hat, um den gelungenen Transport zu begießen, und ließ gleich noch die richtigen Kisten dafür einpacken.

„Auf so viel Hilfe und Entgegenkommen kann man zwar hoffen, aber wenn es dann eintritt, gibt es auch ein bißchen den fast verlorenen Glauben an Menschlichkeit zurück“, sagte die Landesvorsitzende glücklich. Überwältigt von so viel unbürokratischer Hilfe, bedankte Margot Noll sich bei allen, welche die Fahrt möglich gemacht hatten. „Ein Abenteuer ist so eine Fahrt zwar nicht mehr, aber sehr zeitintensiv. Und da muß ich besonders den Fahrern danken, die ihre Freizeit gespendet haben“, verriet Margot Noll bei der Abfahrt.

Und die Übernachtung bei den Freunden vor Ort war auch kein Problem. „Jeder dort hätte uns gern beherbergt, weil es der einzige realisierbare Dank ist, aber eine langjährige Freundin hat diese Aufgabe vor Ort geplant und sicher alles zufriedenstellend geregelt“, so Margot Noll.

Der Transport kam, dank guter Verkehrsverhältnisse, mehr als pünktlich in Sensburg an, und die Spenden konnten zum Teil schon am gleichen Tag verteilt werden. Obwohl Karfreitag, nahmen sich die Vorsitzende der „Bärentatze“, Berta Cwiek, und die Leiterin der Sozialstation, Ingrid Sacharewicz, die Zeit, um alles im Gebäude unterzubringen. Eine Knochenarbeit. Und in den nächsten Tagen war noch einmal waschen, sortieren, bügeln und ordnen angesagt.



Margot Noll wird von Ingrid Sacharewicz (links) und Berta Cwiek (Mitte) in Anerkennung ihrer Verdienste der Wimpel der „Bärentatze“ überreicht. Foto: Traum

Der gemeinnützige Verein „Bärentatze“, der das Stadtwappen von Sensburg zur Namensgebung wählte, besteht seit 1991, und genauso lange gibt es die Verbindung zu Margot Noll. Bei einem Besuch ihrer Heimat traf sie mit der Organisation zusammen. Im Moment besteht die deutsche Volksgruppe in der Stadt und im Kreis Sensburg aus etwa 600 Mitgliedern, die einen jährlichen Betrag von 15 Zloty zahlen, was etwa 3,50 Euro entspricht. Der Verein lebt nicht zuletzt auch von Besucherspenden. Ebenso gibt es jährlich Zuwendungen von verschiedenen Landsmannschaften. Im Vorstand der „Bärentatze“ sitzen nur Angehörige der deutschen Volksgruppe, doch werden auch bedürftige Polen unterstützt, wenn Not am Mann ist.

„Viermal im Jahr dürfen sich unsere Mitglieder sowie Bedürftige bei den Kleiderspenden bedienen und sich einkleiden. Aber nur mit Dingen, die unbedingt gebraucht werden. Sonst würden wir nicht alle versorgen können, denn auch unsere Kapazitäten gelangen an ihre Grenzen. Obwohl wir gut bestückt sind“, so Berta Cwiek. „Für die Mithilfe und die Spenden, die uns immer erreichen, sind wir sehr glücklich und danken auf diesem Wege gern allen, die dadurch helfen, Not zu lindern“, ergänzte sie.



Besuch des Behindertenheims in Sensburg: Margot Noll und Jolanta Iwanicka (1. und 2. von links) sowie Berta Cwiek (3. von rechts) mit Bewohnern und Betreuern Foto: Traum

Gleiches gilt für die Sozialstation der Johanniter, die von Ingrid Sacharewicz geleitet wird. Die steht allen Rentnern zur Verfügung sowie Hilfsbedürftigen, natürlich auch Polen, die da nicht ausgeklammert werden. Der polnische Arzt, Dr. Josef Zambek, untersucht und berät die Leute, die in die Station kommen, zweimal in der Woche. Die Leistungen der Station werden immer mehr in Anspruch genommen. Man vertraut den Organisatoren, besonders Dr. Zambek, der auch Deutsch spricht und die Medikamente ausgibt, die nur auf Rezept zu bekommen sind. Natürlich lieben die Menschen auch Ingrid Sacharewicz, die nicht nur Leiterin der Station, sondern auch ausgebildete Krankenschwester ist.

Von den Arzneimittelspenden profitiert eine große Anzahl Bedürftiger.

Der dritte Besuch im Rahmen des Hilfstransportes galt dem Behindertenheim, dessen Leiterin sich besonders über die vielen Schuhe für die Bewohner freute. Jolanta Iwanicka war so sprachlos und überwältigt, daß sie erst einmal gar nichts sagen konnte. Man konnte ihr ihren „Schock“ ansehen und begreifen, daß sie ihre Freude etwas später ganz allein bewältigen mußte. Die Behinderten im Alter zwischen drei und 27 Jahren erhielten die größte Schuhlieferung, die sie bisher gesehen hatten. Fast 350 Paar, von denen ein großer Teil für die Kleinsten gedacht war. Es sind Gummistiefel, die ein Spielen ohne Reue auch bei schlechten Wetterverhältnissen ermöglichen. Stolz hielten einige ihre Stiefel in den Händen und trauten sich nicht, etwas zu sagen. Auf ein Foto wollten sie schon gar nicht. Ein Mädchen legte einfach die Gummistiefel an die Seite und umarmte herzlich und mit viel Druck die Leiterin der „Bärentatze“, die bei der Auslieferung dabei war. Viele Kleiderspenden konnten ebenfalls übergeben werden.

Für die augenblicklich 95 körperlich und geistig behinderten Heimbewohner stehen nicht weniger als 70 Betreuer bereit, davon neun männliche.

Die deutsche Volksgruppe in Sensburg leistet auf dem Sektor Soziales einen großen Beitrag, ist mit der eigenen Integration vorangegangen und wartete nicht auf Hilfe von den polnischen Behörden oder gar der übrigen Bevölkerung. Inzwischen sprechen alle in der „Minderheit“, wie sie sich selbst bezeichnet, beide Sprachen, und bei der Kommunikation gibt es keine Hindernisse. Viele Deutsche sind gesellschaftlich anerkannt und bekleiden öffentliche Ämter. Man hört auf ihren Rat bei der Integration, der Eigenleistung und dem Bau von Brücken, worin sie Meister geworden sind.

Daß dabei auf die Mithilfe der Landsmannschaften gebaut werden kann, und das langfristig, wird für Europa und die deutsch-polnische Verständigung eine kräftige Basis sein. Von polnischer Seite hat die „Minderheit“ in Sensburg bei vielen Dingen die Mehrheit hinter sich.

Margot Noll reiste mit vielen schönen Eindrücken und weiteren Freundschaften wieder aus ihrer Heimat ab.

Erster Nachtflug

Vor 80 Jahren von Berlin nach Königsberg

Von LIENHARD HINZ

Um zwei Uhr nachts startete am 1. Mai 1926 im Scheinwerferlicht des Flughafens Berlin-Tempelhof eine Junkers G 24 der „Deutschen Luft Hansa“ in Richtung Ostsee. Den dreimotorigen Tiefdecker mit neun Passagieren und drei Mann Besatzung an Bord führte Flugkapitän Alfred Helm. Der in Mittweida geborene und in Darmstadt ausgebildete Pilot flog mit Tempo 210 in weniger als 1000 Metern Höhe an Stettin und Stolp vorbei zur Danziger Bucht.

Riesige Drehscheinwerfer, Neonlampen und Gasbaken wiesen wie Leuchttürme alle vier bis fünf Kilometer den Weg durch die Dunkelheit. Für den Notfall blinkten alle 50 Kilometer Landeplätze. An den linken Rand der Pisten hatte man im Abstand von 20 Metern Sturmleuchten montiert: Grün für den Landeanflug, Weiß für den Aufsetzpunkt und Rot als Stoppmarke. Für die Organisation der aufwendigen Bodenbeleuchtung war eigens die halbstaatliche „Signaldienst für Luftfahrt GmbH“ gegründet worden. Die Standorte und die Art der Lichtsignale waren in einer Navigationskarte verzeichnet, mit der sich die Besatzung an Bord orientierte. Das Cockpit der G 24 war mit einer Doppelradsteuerung ausgestattet. Da nachts der Erdhorizont als Anhalt fehlte, mußte die Querlage des Flugzeugs nach dem Kreiselneigungsmesser, dem Gyrorektor, gesteuert werden.

Durch die Straßenbeleuchtung Danzigs konnten die Fluggäste nach der Zwischenlandung den massigen Turm der Marienkirche erkennen. Die Fluggastkabine glich mit ihren großen Fenstern einem Eisenbahnabteil. Jeder der neun Sitzplätze war ein Fensterplatz. Über den bequemen Ledersitzen waren Gepäcknetze angebracht. Eine Toilette und ein Waschraum befanden sich am Ende des Flugzeugs.

Der Flug führte an Elbing vorbei, am Frischen Haff entlang auf die Pregelmündung zu und endete auf dem Flughafen Königsberg in Devau. Reisende in Richtung Moskau stiegen in das bereitstehende Flugzeug der Deruluft um. Die Reisezeit von Berlin nach Moskau betrug nun 15 Stunden gegenüber 65 Stunden mit dem Zug.

Die ostpreußische Familie

Lewe Landslied und Familienfreunde,

unsere Leserin **Ursula Strahl / Pingel** hat schon einmal – ein klein wenig – Erfolg durch eine Veröffentlichung in unserer Familienspalte gehabt, nun hakt sie nach mit der Suche nach den Nachfahren der Familie Pingel / Scheffler aus Jänichen, Kreis Insterburg. Eine Tochter von **Hermann Scheffler** lebte in Rudolfshammer bei Zinten, sie könnte jetzt anders heißen. Vielleicht könnte auch **Gerhard Köhler** aus Bartenstein, der dieser Familie sehr nahe stand, etwas aussagen – aber Frau Strahl weiß nicht einmal, ob der Genannte überhaupt aus dem Krieg heimgekehrt ist. Er war Berufsmilitär bei den Pionieren. In Erinnerung ist, daß Gerhard Köhler an einem Reitturnier 1928/29 in Insterburg teilnahm. Frau Strahl / Pingel stammt auch aus dem Kreis Insterburg, ihr Heimatort ist Dittau bei Dittlaken. Weiter sucht Frau Strahl ehemalige Kameradinnen aus der Kinder-Land-Verschickung, kurz: KLV-Tschaitz bei Döbeln und Wolfnermühle im Tal der großen Mittweida im Erzgebirge. Aus dieser Gruppe hat sie bereits sechs Ehemalige gefunden. Namentlich sucht sie **Ruth** und **Elfriede Wiedenberg**, weil diese nach dem Zusammenbruch mit ihr gemeinsam nach Angehörigen gesucht haben. „Wir damals 14- und 15jährigen mußten bei Heiligenstadt schwarz über die Grenze, eine Frau mit kleinen Kindern hat uns geholfen, indem sie einem Fluchthelfer Geld und Zigaretten gab. Wir Kinder hatten ja nichts zum Verschenken! Die Frau wollte nach Köln – sie wird wahrscheinlich diese Zeilen nicht lesen, trotzdem tausend Dank für ihre Hilfe! Die Wiedenbergmädchen wollten nach Bremervörde, ich nach Uetersen. Nach Tagen voller Irren und Wirren haben wir unser Ziel erreicht.“ Soweit Frau Strahl, der wir nun wünschen, daß sie auch diesmal Erfolg hat, aber etwas mehr sollte es schon sein [Ursula Strahl, Chablis Straße 136 in 55430 Oberwesel, Telefon 0 67 44 / 86 40]!

Ruth Geede Foto: privat

Unsere ostpreußischen Familien waren ja sehr kinderreich. Und so hofft auch Herr **Helmut Gutowski**, weitere Angehörige zu finden, Nachfahren seiner Großeltern **Karl Maziul** und **Luise** Maziul, geborene **Skowronek** aus Vallenzinnen, Kreis Johannesburg. Auch Herr Gutowski ist im südlichen Masuren geboren, er kam am 28. Januar 1921 in Großdorf zur Welt. Nach der Vertreibung soll Großvater Maziul mit seiner Familie in Sachsen gewohnt haben, es gab aber keinerlei Verbindung zu den Verwandten, von denen sich Herr Gutowski nun ein Lebenszeichen erhofft [Helmut Gutowski, Arnstdtstraße 29 in 74074 Heilbronn, Telefon 0 71 31 / 17 25 72].

Unser Landsmann **Bernd Schmidt** hat vor einem halben Jahr die Ortsvertretung für Plössen, Kreis Heiligenbeil übernommen und sieht sich jetzt vor großen Problemen, zu deren Lösung unsere Ostpreußische Familie beitragen könnte. Herr Schmidt möchte gerne mit möglichst vielen ehemaligen Bewohnern und deren Nachkommen aus Plössen und den dazugehörenden Ortsteilen wie Albenlauk, Amalienwalde, Grünlinde, Hermannsgut und Pr. Wäldchen in Verbindung treten, um eine Ortschronik erstellen zu können. Also lewe Landlied: Meldet Euch bei Bernd Schmidt, wenn ihr Euch angesprochen fühlt, auch wenn Ihr nur Hinweise auf den gesuchten Personenkreis geben könnt! Herr Schmidt schreibt, daß er sich immer freue, wenn bei uns eine Suche nach Angehörigen Erfolg hat. Hoffen wir also, daß wir uns diesmal mit ihm freuen können, wenn er viele Zuschriften erhält [Bernd Schmidt, Heideweg 24 in 25578 Dägeling, Telefon 0 48 21 / 8 42 24]!

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede



ZUM 100. GEBURTSTAG

Scharkowski, Otto, aus Reinkental, Kreis Treuburg, jetzt Fuhrgasse 16, 56424 Mogendorf, am 12. Mai

Steinert, Sophie, geb. Rohrbach, aus Treuburg, Bahnhofstraße 33, jetzt Sudetenstraße 4, 96253 Untersiemau, am 8. Mai

ZUM 98. GEBURTSTAG

Rupprecht, Ida, aus Walden, Kreis Lyck, jetzt Professor-Plühr-Straße 10, 31319 Sehnde, am 8. Mai

ZUM 97. GEBURTSTAG

Huhle, Gertrud, geb. Jortzik, W. Rogowski, aus Erlental, Kreis Treuburg, jetzt Burgstraße 19, 01809 Dohna, am 12. Mai

ZUM 96. GEBURTSTAG

Burbulla, Martha, geb. Symanek, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Sperberweg 24, 53844 Troisdorf, am 13. Mai

Haut, Bertha, aus Waldwerder, Kreis Lyck, jetzt 4901 Connecticut Avenue N. W. 15, Washington D. C. / 20008, USA, am 13. Mai

ZUM 94. GEBURTSTAG

Kannappel, Helene, geb. Kannappel, aus Wehlau, Kreis Wehlau, jetzt Gensler Weg 4 b, 21614 Buxtehude, am 13. Mai

Reichenbach, Frieda, aus Adl. Wolla, Kreis Lötzen, jetzt Grotenkamp 26, 24582 Bordesholm, am 9. Mai

ZUM 93. GEBURTSTAG

Beutner, Elsa, geb. Weißfuß, aus Grünhayn, Kreis Wehlau, jetzt Bastener Weg 1, 25524 Ölixdorf, am 10. Mai

Handrock, Immanuel, aus Lyck, jetzt Am Hang 9, 40764 Langenfeld, am 12. Mai

Lask, Martha, geb. Salamon, aus Ringen, Kreis Treuburg, jetzt Heubnerstraße 2, 34121 Kassel, am 12. Mai

ZUM 92. GEBURTSTAG

Kjeldsen, Edith, geb. Gerlach, aus Bürgersdorf, Kreis Wehlau, jetzt Byholmsvägen 64, 29151 Kristianstad, am 8. Mai

Kludzuweit, Otto, aus Mixeln, Kreis Gumbinnen, jetzt Erasmusstraße 3, 41466 Neuss, am 11. Mai

Weinreich, Gertrud, geb. Kröhnert, aus Altdümpelkrug, Kreis Elchniederung, jetzt Spichernstraße 13, 31135 Hildesheim, am 10. Mai

ZUM 91. GEBURTSTAG

Wlotzka, Erna, geb. Przygodda aus Salza, Kreis Lötzen, jetzt Eichendorffstraße 21, 41334 Nettetal, am 13. Mai

ZUM 90. GEBURTSTAG

Bendig, Herta, geb. Kowalski, aus Wehlau, Pfleger Kolonie, Kreis Wehlau, jetzt Am Wellerweg 1, 61200 Wölfersheim, am 10. Mai

Blaseio, Kurt, aus Gailau, Kreis Lyck, jetzt Vöhde 45, 59069 Hamm, am 12. Mai

Brasack, Paul, aus Tapiau, Kittlaus Straße, Kreis Wehlau, jetzt Am Windfang 6 A, 31812 Bad Pyrmont, am 9. Mai

Heese, Erika, geb. Janz, aus Bolzfelde, Kreis Elchniederung, jetzt Blumenstraße 4, 26197 Großenkneten, am 8. Mai

Kosakowski, Siegfried, aus Lyck, Yorkstraße 34, jetzt Johann-Peter-Hebel-Straße 20, 79418 Schlingen, am 9. Mai

Olschewski, Ernst, aus Kielen, Kreis Lyck, jetzt Kirchzartener Straße 14, 79117 Freiburg, am 14. Mai

Rose, Ida, geb. Redweik, aus Lindendorf, Kreis Elchniederung, jetzt Adolf-Grimme-Straße 5, 45768 Marl, am 13. Mai

Schwerdt, Frieda, geb. Reichert, aus Berkeln, Kreis Elchniederung, jetzt Auf dem Kiewitt 23/82, bei Dr. Geßler, 14471 Potsdam, am 14. Mai

Uhse, Elisabeth, aus Königsberg, jetzt Bayernstraße 10, 34131 Kassel, am 11. Mai

ZUM 85. GEBURTSTAG

Brandt, Lisbeth, geb. Podschun, aus Kelchendorf, Kreis Lyck, jetzt Beguinenstraße 1, 47228 Duisburg, am 12. Mai

Brinkmann, Liselotte, geb. Küßner, aus Neumühl, Kreis Wehlau, jetzt Stendellstraße 9 A, 37269 Eschwege, am 13. Mai

Broschinski, Hedwig, geb. Poppek, aus Kornau, Kreis Ortelsburg, jetzt Vogelberg 47, 29227 Celle, am 11. Mai

Dorroch, Wally, geb. Grubert, aus Geidingen, Kreis Elchniederung, jetzt Neelhofsiedlung 4, 31737 Rinteln/Weser 8, am 11. Mai

Froese, Liesbeth, geb. Port, aus Tapiau, Altstraße, Kreis Wehlau, jetzt Schwenckestraße 5, 20257 Hamburg, am 13. Mai

Gallmeister, Rolf, aus Ortelsburg, jetzt Herrenmühlenweg 4, 34537 Bad Wildungen, am 8. Mai

Groetschel, Lucie, geb. Koslowski, aus Wildheide, Kreis Ortelsburg, jetzt Nibelungenweg 17, 50998 Köln, am 10. Mai

Hintrager, Rose-Marie, aus Lötzen, jetzt Schellbergstraße 11, 70188 Stuttgart, am 12. Mai

Jacobeit, Prof. Dr. Wolfgang, aus Lyck, jetzt Augustastraße 8, 16798 Fürstenberg, am 13. Mai

Kasperowski, Gertrud, aus Neidenburg, jetzt Natruperstraße 121, 49076 Osnabrück, am 13. Mai

Neumann-Goldberg, Waltraut, aus Königsberg, jetzt Langer Weg 1 d, 76593 Gernsbach, am 8. Mai

Panzer, Gerda, geb. Sallowsky, aus Kussenberg, Kreis Elchniederung, jetzt Bülowstraße 14, 23566 Lübeck, am 12. Mai

Pertek, Erna, geb. Kurz, aus Liebenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Von-der-Recke-Straße 7, 46514 Schermbeck, am 10. Mai

Reichhardt, Elfriede, geb. Hein, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Herzog-Franz-Straße 9, 38518 Gifhorn, am 13. Mai

Reszat, Eva-Maria, geb. Brosowski, aus Klein Heinrichsdorf, Kreis Elchniederung, jetzt Bahnhofstraße 2, 18510 Elmenhorst, Vorpommern, am 14. Mai

Rex, Traute, geb. Hinz, aus Schwiddern, Kreis Lötzen, jetzt Feldstraße 17, 21635 York, am 13. Mai

Ries-Schmidt, Hildegard, geb. Schmidt, aus Burgkampen, Kreis Ebenrode, jetzt Hegaustraße 6, 78532 Tuttlingen, am 8. Mai

Ross, Ilse, aus Reimannswalde, Kreis Treuburg, jetzt Badstraße 30, 73087 Bad Boll, am 8. Mai

Schimanski, Ursula, geb. Wiemer, aus Heideckshof, Kreis Elchniederung, jetzt Kuhstraße 16, 38100 Braunschweig, am 10. Mai

Sbrzesny, Erich, aus Lyck, Litzmannstraße 9, jetzt Rönnauer Ring 51, 23570 Lübeck, am 9. Mai

Schrader, Frida, geb. Fischer, Watzum, jetzt Lichtenberger Straße 6, 38271 Baddeckenstedt, am 14. Mai

Schulz, Herbert, aus Klein Rödersdorf, Kreis Heiligenbeil, jetzt Brabanter Straße 31, 41849 Wassenberg, am 8. Mai

Stader, Helene, geb. Borkowski, aus Krupinnen, Kreis Treuburg, Sportplatzstraße 2, 51491 Overath, am 8. Mai

Thielert, Hildegard, geb. Dettmann, aus Eichkamp, Kreis Ebenrode, jetzt Meisenweg 13, 23879 Mölln, am 9. Mai

ZUM 80. GEBURTSTAG

Aegger, Christel, geb. Daugsch, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Sandfeldstraße 18, 92439 Bodenwöhr, am 8. Mai

Bakker, Hilde, geb. Brauns, aus Dietrichsdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Lindenstraße 6, 26844 Jemgum, am 12. Mai

Berg, Irmgard, geb. Herdtfelder, aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt Achalmstraße 12, 73734 Esslingen, am 12. Mai

Borgmeier, Gertrud, geb. Wisotzki, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt F.-Freiligrath-Straße 15, 14712 Rathenow, am 14. Mai

Burdina, Grete, geb. Grzanna, aus Wilhelmsthal, Kreis Ortelsburg, und Ittau, Kreis Neidenburg, jetzt Bunzlauer Straße 30, 45888 Gelsenkirchen, am 10. Mai

Christner, Edith, geb. Knoch, aus Borschimmen, Kreis Lyck, jetzt Kammweg 1, 72762 Reutlingen, am 11. Mai

Engels, Günther, aus Argenbrück, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Moldau Straße 13, 10319 Berlin, am 12. Mai

Gabel, Edith, geb. Jebramek, aus Langheide, Kreis Lyck, jetzt Eichendorffstraße 3, 31582 Nienburg, am 8. Mai

Goretzki, Walter, aus Mensguth, Kreis Ortelsburg, jetzt Heideweg 1 A, 29342 Wienhausen, am 11. Mai

Jösten, Brigitte, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Sudetenstraße 25, 35039 Marburg, am 11. Mai

Jaschob, Christel, geb. Brzoska, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Liboriusstraße 76, 45881 Gelsenkirchen, am 8. Mai

Juedtz, Eberhardt, aus Neuhäuser, jetzt Finkenschlag 1, 90455 Nürnberg, am 12. Mai

Kathage, Hildegard, geb. Holstein, aus Allenburg, Schwönestraße, Kreis Wehlau, jetzt Adolf-Brütt-Straße 56, 25813 Husum, am 12. Mai

Kodlin, Gotthard, aus Parnehnen, Nehne, Kreis Wehlau, jetzt Tulpenstraße 15, 93309 Kehlheim, am 12. Mai

Köhler, Waltraut, geb. Jurkscheit, aus Klein Dünen, Kreis Elchniederung, jetzt Steilgasse 11, 99755 Hohenstein, OT Liebenrode, am 8. Mai

Küsener, Erna, geb. Sotzek, aus Herrendorf, Kreis Treuburg, jetzt Starenschleife 41, 59071 Hamm, am 10. Mai

Lange, Margarethe, geb. Felske, aus Pommern, jetzt Hüttenstraße 48 e, 50170 Sindorf Kr. Bergheim, am 4. Mai

Lange, Willi, aus Eisenberg, Kreis Heiligenbeil, jetzt Ebereschenweg 19, 46147 Oberhausen, am 9. Mai

Lunkeit, Dorothea, aus Königsberg, Schindekopstraße 28, jetzt In der Taufe 2, 51427 Bergisch-Gladbach, am 9. Mai

Matrisch, Lisbeth, geb. Bobigkeit, aus Labuch, Kreis Rößel, jetzt Hinterm Stern 29, 22041 Hamburg, am 6. Mai

Olschewski, Georg, aus Kornau, Kreis Ortelsburg, jetzt Milterstraße 70, 48231 Warendorf, am 8. Mai

Pistorius, Erna, geb. Blask, aus Keipen, Kreis Lyck, jetzt Kleingartenweg 23, 44892 Bochum, am 8. Mai

Randzio, Heinz, aus Steinkendorf, Kreis Lyck, jetzt Deberndorfer Weg 10, 90449 Nürnberg, am 14. Mai

Rosinski, Christel, geb. Meyer, aus Birkenwalde, Kreis Lyck, jetzt Mauerstraße 6, 18439 Stralsund, am 12. Mai

Rywoll, Günther, aus Heiligenbeil, Karbenerweg, jetzt Ricarda-Huch-Straße 63, 45772 Marl, am 11. Mai

Siedelmann, Horst, aus Kreis Elchniederung, jetzt Stollrain 10, 34323 Malsfeld, am 11. Mai

Statz, Edith, geb. Maserath, aus Lötzen, jetzt Immanuel-Kant-Straße 45, 22926 Ahrensburg, am 12. Mai

Woggon, Ruth, geb. Palluck, aus Grabnick, Kreis Lyck, jetzt Jägerallee 11 c, Altenzentrum, 31832 Springe, am 13. Mai

Zeißig, Gertrud, geb. Baumgart, aus Schützengrund, Kreis Ortelsburg, jetzt Alte Hauptstraße 10, 04552 Thräna, am 12. Mai

Zeller, Erika, geb. Ziegler, aus Hasenfeld, Kreis Insterburg, jetzt Dorfstraße 19, 39624 Winkelstedt/Gardelegen, am 11. Mai

ZUR GOLDENEN HOCHZEIT

Kalettka, Alfred, aus Finsterdamerau, Kreis Ortelsburg, und Frau Else, geb. Heesch, jetzt Mühlenstraße 3, 25566 Lägerdorf, am 12. Mai

Goldenes Ehrenzeichen

Seiner ostpreußischen Heimat fühlte sich Herbert Sebeikat seit den Kontakten zur Kreisgemeinschaft Schloßberg verpflichtet. 1992 wurde er in den Kreistag der Kreisgemeinschaft gewählt. In seiner Funktion als Chronist hat er neben dem 1. Band der „Chronik des ostpreußischen Grenzkreises Schloßberg (Pillkallen)", der 1998 erschien, für die Kirchspiele Kussen, Schirwindt, Willuhnen und Schillfelde Chroniken herausgegeben. 2005 wurde der 6. Band, die Chronik der Stadt Schloßberg, herausgegeben. Mit diesen Arbeiten hat Herbert Sebeikat für die nachfolgenden Generationen eine dauerhafte Dokumentation geschaffen, die wesentlich dazu beitragen wird, den Heimatkreis Schloßberg nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Im Jahre 1998 übernahm er die Schriftleitung für den Schloßberger Heimatbrief. Auch diese Aufgabe erfüllt er souverän und bringt damit seinen ostpreußischen Landsleuten alljährlich ein Bindeglied zur Heimat mit Berichten, Erinnerungen und Ankündigungen ins Haus.

Bereits 1998 wurde Herbert Sebeikat für sein ehrenamtliches Wirken mit dem Silbernen Ehren-



zeichen der Landsmannschaft Ostpreußen (LO) ausgezeichnet.

Er wurde am 19. April 1932 als Sohn des Landwirtes Anton Sebeikat und seiner Ehefrau Antonie in Dreßlershausen (Klein Wersmeningken) im Kreis Schloßberg geboren. Drei Jahre später verlegten seine Eltern den Wohnsitz der Familie nach Langenfelde (Groß Wersmeningken). Nach der Flucht vor der vorrückenden Roten Armee im Oktober '44 besucht Herbert Sebeikat die Oberschule / das Gymnasium in Neustadt a. d. Dosse bis zum Abitur, das er im Jahre 1950 ablegte. Anschließend studierte er in Potsdam Pädagogik und an der Humboldt-Universität in Berlin Mathematik. In Lindenberg, Kreis Pritzwalk / Brandenburg unterrichtete er 13 Jahre lang die Fächer Mathematik und Physik. Nach zweijähriger Unterrichtstätigkeit in Schwarzenberg im Erzgebirge mußte Herbert Sebeikat aus gesundheitlichen Gründen den Schuldienst aufgeben und konnte 1970 in die Bundesrepublik Deutschland übersiedeln. Gegen Ende des Jahres 2005 mußte Herbert Sebeikat sich einer schweren Operation unterziehen. Schon vor der Operation ging von ihm ein Optimismus aus, der als vorbildlich angesehen werden kann. Bald nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus konnte er den Heimatbrief fertigstellen, so daß dieser unsere Landsleute noch vor Weihnachten erreichte.

Dieser Einsatz und diese Disziplin sind nur mit einer preußischen Grundhaltung zu erklären: „Viel leisten, wenig hervortreten, mehr sein als scheinen."

In Würdigung seiner außergewöhnlichen Leistungen und seines Einsatzes für Ostpreußen verleiht die Landsmannschaft Ostpreußen Herrn Herbert Sebeikat das

Goldene Ehrenzeichen

Wechselbeziehungen

Ostmitteleuropa-Forschung des Herder-Instituts

Der Kulturausschuß des Hessischen Landesbeirates für Vertriebenen-, Flüchtlings- und Spätaussiedlerfragen tagte im Herder-Institut in Marburg und informierte sich vor Ort. Der Beirat wurde vom Landesbeauftragten begleitet und vom Leiter des Institutes, Direktor Dr. Irgang, in die Forschungsarbeit eingeführt.

Der Landesbeauftragte der Hessischen Landesregierung für Heimatvertriebene und Spätaussiedler, Rudolf Friedrich, würdigte die bedeutsame Ostmitteleuropa-Forschung, die sich schwerpunktmäßig auf die Baltischen Staaten und die Länder Polen, Tschechien und die Slowakei konzentriert. Er wies darauf hin, daß es sich bei dem Institut um eine vom Bund und allen sechzehn Bundesländern öffentlich geförderte Einrichtung handelt, wobei Hessen als Sitzland eine besondere Verantwortung trage. „Ein großer Teil der Forschungsarbeit ist auch im Sinne der Kulturarbeit nach § 96 des Bundesvertriebenen- und Flüchtlingsgesetzes zu sehen. Deshalb weiß Hessen die Arbeit des Institutes zu schätzen und wird an der bisherigen Forschungsförderung festhalten", resümierte der Landesbeauftragte.

Der Institutsleiter und seine Mitarbeiter gaben einen interessanten Überblick über das Herder-Institut und seine internationale Vernetzung. Ein besonderes Augenmerk gilt den kulturellen, ethnischen und politischen Wechselbeziehungen und Austauschprozessen, die Ostmitteleuropa vom Frühmittelalter bis in die Gegenwart in hohem Maße geprägt haben. Ein Anliegen der Institutsarbeit sei die vergleichende Betrachtung der ostmitteleuropäischen Geschichte und ihre Vermittlung und Integration in ein gesamteuropäisches Geschichtsbild. Das Institut unterhalte weiterhin umfassende Spezialsammlungen, erstelle grundlegende Hilfsmittel für die Forschung, betreibe eigene Forschung und fungiere als Forum des internationalen wissenschaftlichen Diskurses.

Mit dem Kulturausschußvorsitzenden Dr. Stingl empfahl der Landesbeauftragte möglichst eine Fortsetzung des Informationsbesuches, wobei Friedrich auch dafür warb, Heimatkreisbetreuer der Heimatvertriebenen und deren Landsmannschaften einen Überblick über die Arbeit zu geben. **EB**

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT
LANDESGRUPPEN



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel.: und Fax (07 11) 6 33 69 80

Esslingen – Donnerstag, 18. Mai, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Waldheim auf dem Zollberg.

Reutlingen – Sonnabend, 6. Mai, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Treffpunkt für Ältere, Gustav-Werner-Straße 6. Es beginnt mit einer fröhlichen Kaffeetafel. Das Orchester „Forum 2. Lebenshälfte" (Leitung Lm. Sieren) sorgt für die nötige musikalische Begleitung und seine Solisten für gute Unterhaltung sorgen. Ilse Hunger wird über die Arbeit des neugewählten Vorstandes berichten. Hildegard Zais hat Frühlingsvorträge vorbereitet. – Der Jahresausflug am 17. Juli 2006 geht nach Würzburg mit Stadt und Schloßbesichtigung, gemeinsames Mittagessen im Hofbräukeller. Weiterfahrt nach Veitshöchheim zum Rokokogarten und Kaffeetrinken. Unkostenbeitrag pro Person rund 10 Euro.

Stuttgart – Dienstag, 16. Mai, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Haus der Heimat, Kleiner Saal, Schloßstraße 92. Motto: „Der Mai ist gekommen", Heimatlieder, Gedichte und Geschichten zu Muttertag und Pfingsten mit Frau Lüttich und Frau Bessel.

Ulm / Neu-Ulm – Donnerstag, 18. Mai, 14.30 Uhr, Treffen der Frauengruppe in den „Ulmer Stuben" zum Muttertagsnachmittag mit Kaffee und Kuchen.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Tel. (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Augsburg – Mittwoch, 10. Mai, 8.50 Uhr, Hauptbahnhof. Muttertagsausflug der Gruppe nach Neuburg / Donau.

Bad Reichenhall – Mittwoch, 10. Mai, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel Bayerischer Hof, Jägerstüberl. Gäste sind herzlich willkommen.

Bamberg – Mittwoch, 17. Mai, 16 Uhr, Treffen der Gruppe in der Gaststätte Tambosi, Promenade.

Hof – Sonnabend, 13. Mai, 15 Uhr, Treffen (Muttertag) im Restaurant am Kuhbogen, Hof. – An österlich bunt geschmückten Tischen konnte Jutta Starosta in Vertretung des 1. Vorsitzenden, Christian Joachim, viele Landsleute und Gäste begrüßen. Mit Gratulation der gewesenen Geburtstagskindern und den dazu gewünschten Liedern wurde an den Schriftsteller Kurt Ernst Tyrann gedacht. Nach lustigen Ostergeschichten und Frühlingsliedern erinnerte Bernd Hüttner an Osterbräuche in Masuren und Memel kurz nach dem Krieg. Ein lustiger Sketch sorgte für allgemeine Belustigung. Jutta Starosta dankte für die schöne Ausgestaltung des Nachmittags und bat, sich an den leckeren Osterangaben zu bedienen.

Ingolstadt – Sonntag, 21. Mai, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im „Bonschab", Münchner Straße 8.

Landshut – Dienstag, 16. Mai, 14 Uhr, Spiel-Treffen in der „Insel".

Nürnberg – Freitag, 12. Mai, 15 Uhr, Muttertagsfeier im „Tucherbräu" am Opernhaus.



BERLIN

Vors.: Hans-Joachim Wolf, Telefon (03 37 01) 5 76 56, Habichtweg 8, 14979 Großbeeren, Geschäftsführung: Telefon (0 30) 23 00 53 51, Deutschlandhaus, Stresemannstraße 90, 10963 Berlin

Bartenstein – Sonnabend, 20. Mai, 14.30 Uhr, Rathaus Zehlendorf, Kirchstraße 1-3, Raum C 22/23. Anfragen: Elfi Fortange, Telefon 4 94 44 04.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremerhaven – Freitag, 19. Mai, 15.30 Uhr, Jahreshauptversammlung in der Domgemeinde.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Tel./Fax. (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Sonntag, 21. Mai, 14 Uhr, Fahrt zur Dittchenbühne zum Besuch der Theateraufführung „der Strom" von Max Halbe. Abfahrt des Busses ab Kirchenallee (Hauptbahnhof) 14 Uhr. Kaffeetrinken 16 Uhr, Theateraufführung 16 Uhr. Rückfahrt gegen 18.30 Uhr. Gesamtpreis einschließlich Kaffeetafel und Eintritt 25 Euro (ohne Busfahrt 15 Euro). Anmeldungen bei Lm. Bridszuhn, Telefon 6 93 35 20.

HEIMATKREISGRUPPEN

Insterburg – Freitag, 5. Mai, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in der „Postkutsche", Horner Landstraße 208. Gemütliches Beisammensein und Schabbern. – Dienstag, 9. Mai, Tagesausflug nach „Kalifornien" an der Ostsee.

Gumbinnen – Sonnabend, 20. Mai, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus der Heimat, Teilfeld 1, zu erreichen mit der S-Bahn 1 (Stadthausbrücke), oder der U-Bahn (Rödingsmarkt) und einem Fußweg von rund acht Minuten. Man geht in Blickrichtung Michaeliskirche. Eigene Vorträge sind willkommen. Es erwartet Sie wie immer eine Kaffeetafel.

Heiligenbeil – Donnerstag, 25. Mai, 7 Uhr, Abfahrt zum Serengeti-Safari-Park Hodenhagen. Der Preis pro Person beträgt 36 Euro, für Busfahrt, Safari-Bus, Eintritt und Mittagessen (2. Gerichte zur Auswahl). Die Abfahrt erfolgt um 7 Uhr von Harburg-Bahnhof, 7.30 Uhr vom Hamburg ZOB. Anmeldungen bis zum 23. Mai an K. Wien, Telefon (0 41 08) 49 08 60.

Osterode – Mittwoch, 17. Mai, 9 Uhr, Tagesausflug nach Fintel / Lüneburger Heide zu Spargelessen statt. Die Abfahrt erfolgt ab Hamburg ZOB. Im Euro-Dorf im holländischen Baustil wird man mit einem zweiten Frühstück empfangen. Nach der Führung gibt es ein Mittagessen, nachmittags Kaffee und Kuchen. Essen bis jeder satt wird, Trinken bis der Durst gelöscht ist. Preis alles inklusive 40 Euro pro Person. Anmeldungen an Marie-Louise Stanke, Dorfstraße 40, 22889 Tangstedt, Telefon (0 41 09) 90 14.

Sensburg – Sonnabend, 6. Mai, 15 Uhr, gemütliches Beisammensein mit Singen im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Gäste sind herzlich willkommen.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 2. Mai, 15 Uhr, Treffen im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei", Möllner Landstr. 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

Hamburg-Bergedorf – Freitag, 28. April, 15 Uhr, Treffen im Sozialen Zentrum, Ludwig-Rosenberg-Ring 47. Dort wird die Ausstellung „Der Weißstorch – Oadeboar in Ostpreußen", auf 13 Bildtafeln in Gedichten und Geschichten gezeigt.

Salzburger Verein – Sonnabend, 13. Mai, 13 Uhr, Treffen im Hotel St. Raphael, Adenauerallee 41. Wiltrud Meinike spricht über das Leben einer preußischen Königin und Dr. Eckhard Schlemminger über die Königsberger Universität. Gäste sind willkommen.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Darmstadt – Sonnabend, 20. Mai, 15 Uhr, Treffen im Bürgerhaus am See, Grundstraße 10 (EKZ), Neu-Kranichstein. Nach der Kaffeetafel wird mit fröhlichen Liedern und Gedichten von der Frauengruppe der „Lenz" begrüßt.

Frankfurt / Main – Montag, 15. Mai, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus der Heimat, Porthstraße 10. auf dem Programm stehen unter anderem: „Für Sie zusammengetragen und notiert – Gespräche mit dem polnischen Nachbarn" und einem Bericht aus Danzig, Nelly Neufeld und Olga Lutz aus Nordhessen singen und spielen auf und es gibt Erinnerungen an Königin Luise von Preußen.

Wiesbaden – Dienstag, 9. Mai, 8.30 Uhr, Treffen der Frauengruppe zur Busfahrt in den Hunsrück. Treffpunkt sind die Busbahnsteige Hauptbahnhof. Es geht durch den Soonwald zur Trift-Hütte, einem weithin bekannten Spießbraten-Restaurant. Fahrpreis pro Person: 5 Euro. Anmeldungen bei Helga Kukwa, Telefon (06 11) 37 35 21. – Donnerstag, 18. Mai, 18 Uhr, Stammtisch im Restaurant Kleinfeldchen, Hollerbornstraße 9. Es wird Maischolle serviert, man kann aber auch nach der Speisekarte bestellen. Anmeldungen bis zum 12. Mai an Irmgard Steffen, Telefon (06 11) 84 49 38. – Sonnabend, 20. Mai, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus der Heimat, Großer Saal, Friedrichstraße 35. Karla Weyland referiert über „Stobbes Machandel und Danziger Lachs-Liköre". Zuvor Kaffee und Kuchen. – Auf der Jahreshauptversammlung konnte der Vorsitzende, Dieter Schetat, feststellen, daß im Berichtsjahr wieder zehn neue Mitglieder hinzugekommen sind und die Gruppe nun rund 250 Mitglieder hat. Im Herbst wird sie ihr 60jähriges Bestehen mit einer Festveranstaltung feiern. Nach dem Gedenken der im vergangenen Jahr verstorbenen Landsleute, berichtete der Vorsitzende über die vielfältigen Veranstaltungen der Gruppe. Neben den monatlichen Treffen mit heimatbezogenen Themen kam auch die „leichte Kost" nicht zu kurz. Einen Schwerpunkt bei den Veranstaltungen bildeten die Themen „Flucht und Vertreibung" anläßlich des Kriegsendes vor 60 Jahren und das „750jährige Stadtjubiläum von Königsberg". Den beiden Ereignissen wurden besondere Vorträge und ein Besuch des Museums Stadt Königsberg in Duisburg gewidmet. Die Gruppe besuchte auch das Deutschlandtreffen und verbrachte anschließend noch einige Tage in der Hauptstadt. Gut besucht waren die Stammtisch-Treffen, bei denen überwiegend Gerichts nach heimatlichen Rezepten angeboten wurden. Mit den Spenden zur Weihnachtszeit greift die Gruppe deutschstämmigen Familien in Ost- und Westpreußen unter die Arme, deren kleine Rente meist nicht einmal für das Allernötigste reicht. Über die Aktivitäten der Frauengruppe in Form heimatlicher Brauchtumspflege, Gesang, Diavorträgen und Ausflügen berichtete deren Vorsitzende Helga Kukwa, zugleich auch über die Auftritte des Frauenchores unter Leitung von Ehrentraud Gerlach. Der Chor wirkte nicht nur bei Veranstaltungen der Gruppe, sondern auch bei befreundeten Vereinen, Tag der Heimat, bei vielen Seniorenveranstaltungen in der Weihnachtszeit und in Alten- und Pflegeheimen. Den Kassen- und Rechenschaftsbericht gab Schatzmeister Christian Wnuck. Ihm bestätigten die beiden Rechnungsprüfer, Hans-Georg Budau und Margot Schittko einwandfreie Kassenführung und dokumentierten dies im Prüfungsvermerk. Dem Vorstand wurde für das abgelaufene Geschäftsjahr Entlastung erteilt. Im Anschluß zeigte Dieter Schetat Dias aus dem Vereinsleben.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstraße 30 b, 31275 Lehrte, Telefon (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Straße 122, 29223 Celle, Telefon (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Telefon (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto von Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Telefon (0 59 01) 29 68. Bezirksgruppe Hannover: Christine Gawronski, Zilleweg 104, 31303 Burgdorf, Telefon (0 51 36) 43 84

Hannover – Sonnabend, 13. Mai, 11 Uhr, feiert die Gruppe ihr 60jähriges Bestehen im Ruderclub Ihmeblick, Roesebeckstraße 1, Hannover. Das Programm sieht wie folgt aus: Musikstück „Treue Heimat" aus Nabucco von Verdi; Begrüßung und Rückblick durch die 1. Vorsitzende Roswitha Kulikowski; Totenehrung durch den stellvertretenden Vorsitzenden Horst Potz; Musikstück „Zogen einst fünf wilde Schwäne"; Worte zur Charta der Deutschen Heimatvertriebenen vom Kassenwart Horst Czeranski; Festansprache vom Sprecher der LO, Wilhelm v. Gottberg; Musikstück; Ehrungen von verdienten Mitgliedern; Ausklang; Mittagspause (13 bis 14 Uhr); Unterhaltungsmusik; Sketche und kleine Gedichtvorträge; 15.30 Uhr Kaffeetafel; gegen 17 Uhr Ende der Veranstaltung. Musikalische Untermalung Maria Haegele (Geige) und Ulrich Feldmann (Klavier), Unterhaltungsmusik durch Ehepaar Krause.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstraße 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Donnerstag, 18. Mai, 15 Uhr, Literaturkreis in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock.

Dortmund – Montag, 15. Mai, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in den Ostdeutschen Heimatstuben, Landgrafenschule Ecke Märkische Straße.

Düsseldorf – Freitag, 15. Mai, 19 Uhr, Ausstellungseröffnung: „Kurt Schumacher (1895 – 1952). Ein Deutscher und Europäer", Eichendorffsaal, GHH. – Dienstag, 16. Mai, 15 Uhr, Frauennachmittag im Ostpreußenzimmern (R 412), GHH. – Donnerstag, 18. Mai, 9.30 Uhr, Offenes Singen, Raum 312 / 412, GHH.

Ennepetal – Donnerstag, 18. Mai, 18 Uhr, Treffen der Gruppe in der Heimatstube.

Essen – Freitag, 19. Mai, 15 Uhr, Treffen der Gruppe in der „Sternquelle", Schäferstraße 7, 45128 Essen. Es werden Mailieder gesungen und man hört und sieht etwas über den „Vogel des Jahres" (Kleiber) und plachandert miteinander. Referent: Ulrich Hoffmann.

Lüdenscheid – Zur Jahreshauptversammlung konnte der Vorsitzende, Dieter Mayer, viele Landsleute, den Ehrenvorsitzenden Curt Albrecht und den früheren Vorsitzenden Dr. Wilde begrüßen. Es folgte die Totenehrung für die im vergangenen Jahr Verstorbenen – es verstarben: Helene Aßmus, Max Slowinski, Georg Wettke, Maria Gruhn, Alfred Sewzyk und Irene Wosgien. Geehrt wurden für zehn und 50 Jahre Mitgliedschaft: Horst Frey, Waltraud Lechelt, Herta Bone, Rosemarie Döllner und Erna Robeck. Geehrt wurden für langjährige Vorstands- und Jugendarbeit mit einer Ehrenurkunde: Martha Kurreck, Christel Puckaß, Günter Puckaß, Rudolf Röder und Gertrud Graeve. Lob und Anerkennung gab es auch für den Vorsitzenden, der bereits seit 1981 also seit 25 Jahren als Vorsitzender angiert. Es folgte der Tätigkeitsbericht von Dieter Mayer über die Aktivitäten im vergangenen Jahr. Dabei wies er ganz besonders auf die Berlinfahrt zum Deutschlandtreffen und auf die Ostpreußenfahrt anläßlich der 750Jahrfeier von Königsberg hin. Es folgten die Berichte der Kulturwartin, der Frauengruppe, des Handarbeitskreises, des Kassierers und der Kassenprüfer. Nach der Entlastung des Vorstandes fungierte Dr. Wilde als Wahlleiter. Der neue Vorstand setzt sich wie folgt zusammen: Vorsitzender Dieter Mayer; stellvertretende Vorsitzende, Kulturwartin und Schriftführerin Waltraud Lange; Schatzmeister Gerhard Ramminger; stellvertretende Schatzmeisterin Martha Kurreck; Beisitzer Siegfried Augustin, Gertrud Graeve, Karl-Heinz Pfarr und Wolfgang Wachsmuth; Handarbeits- und Frauengruppenleiterin Jutta Scholz; Volkstanzgruppenleiterin Christel Puckaß. Den geselligen Abschluß bildete das traditionelle Grützwurstessen und das Schabbern wie to Hus. Für ein reichhaltiges Kulturangebot hatte Waltraud Lange mit Ostpreußenblättern, Landkarten, Arbeitsheften, Büchern über Ostpreußen, Abzeichen, Wappen sowie Königsberger Marzipan und Handarbeitsleiterin Jutta Scholz mit Osterkugeln in Artischockentechnik gesorgt. Zum Schluß dankte der Vorsitzende allen Landsleuten für die Mitarbeit, Treue und Bekenntnis zur Heimat und LO.

Rhein-Sieg – Einen vollen Erfolg kann die Gruppe vermelden. Die Bekanntgabe und Einladung durch den Vorstand an alle Ostpreußen und Freunde zu einem Diavortrag von Marianne Neumann fand großen Zuspruch. Der gut vorbereitete Vortrag über Städte, Kirchen, Schlösser und Güter sowie das Land der Pferde und Störche konnte durch alte Postkarten und Bilder aus Vorkriegszeiten und Aufnahmen nach der Zerstörung mit heutigen Aufnahmen gut unterlegt werden. Auch wenn es durch das Zustellen von Tischen und Stühlen für die rund 80 Personen etwas eng wurde, waren alle Besucher von dem Diavortrag sehr angetan.



SAARLAND

Vors.: Martin Biesen, Wetschauser Str., 66564 Ottweiler / Fürth, Telefon: 0 17 36 18 35 37

Landesgruppe – Sonntag, 14. Mai, 14 Uhr, „Frühlingserwachen" im Deutsch-Französischen Garten. Treffpunkt ist der Haupteingang.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Hauptstraße 147 c, 09569 Gahlenz, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag und Donnerstag, 9 bis 16 Uhr

Leipzig – Die Gruppe veranstaltete ihre Hauptversammlung mit Neuwahl. Als Ehrengäste nahmen Gertrud Altermann (Chemnitz) und Peggy Liebscher von der CDU-Fraktion des Leipziger Stadtrates an der Versammlung teil. Karla Becker wurde als Tagungsleiterin einstimmig bestätigt und führte durch die Veranstaltung. Mit dem Rechenschaftsbericht des Vorstandes, vorgetragen von Max Duscha, wurde Bilanz über die vergangenen zwei Jahre gezogen. Leichter ist die Arbeit nicht geworden, sinkende Mitgliederzahlen und finanzielle Beschränkungen erfordern viel Engagement von allen, um geplante Veranstaltungen durchführen zu können. Das dies gelang, ist vor allem der großen Einsatzbereitschaft aller Vorstandsmitglieder zu verdanken. Ein besonders Lob galt dem Chor „Lied der Heimat" unter der Leitung von Rosa Wegelin, der bei vielen Auftritten in und außerhalb von Leipzig erfreute. Den einzelnen Vorstandsmitgliedern dankte Max Duscha für ihre Treue und zeigte sich erfreut darüber, daß sich die meisten auch wieder für den neuen Vorstand zur Verfügung stellten. Lieselotte Gläßel trug den Finanzbericht und den Haushalt 2006 vor. Mit dem Bericht der Revisionskommission wurde der Schatzmeisterin eine gewissenhafte und korrekte Kassenführung bescheinigt. Mir der Bestätigung der Berichte wurde der alte Vorstand entlastet. Die Ehrengäste brachten in ihren Grußworten Anerkennung und Hochachtung für die Aktivitäten zum Ausdruck. Nach der Pause wurde die Vorstandswahl

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 18







AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



HEILIGENBEIL

Kreisvertreter: Georg Jenkner, Lenauweg 37, 32758 Detmold, Telefon (0 52 32) 8 88 26, Fax (0 52 32) 69 87 99, E-Mail: Georg.Jenkner@gmx.de

Kirchspiel Eisenberg / Ortsvertretung Hohenwalde – Horst Herrmann, Sohn des Landwirtes Wilhelm Herrmann aus Hohenwalde, ist neuer Ortsvertreter. Horst Herrmann wurde anläßlich der Kreistagssitzung in Bad Pyrmont Anfang April 2006 den Kreistagsmitgliedern der Kreisgemeinschaft Heiligenbeil vorgestellt. Zusammen mit dem Kirchspielvertreter, Dietrich Mattern, möchte er enge Kontakte zu den Landsleuten des Kirchspieles Eisenberg knüpfen. Horst Herrmann wird sich insbesondere den Landsleuten aus Hohenwalde annehmen und sich am 9. September 2006 in Burgdorf beim großen Kreistreffen den Mitgliedern zur Wahl des stellvertretenden Kirchspielvertreters für Eisenberg stellen. Der 67jährige Horst Herrmann wohnt im Stadtgraben 2, 07747 Jena, Telefon (0 36 41) 33 42 68, E-Mail: c.h.herrmann@web.de. Der Vorstand der Kreisgemeinschaft wünscht Lm. Herrmann viel Freude bei der ehrenamtlichen Aufgabe zum Wohle seiner Landsleute und der Kreisgemeinschaft Heiligenbeil.

Erinnerung – Der Kirchspielvertreter, Dietrich Mattern, erinnert noch einmal an das Kirchspieltreffen der Landsleute aus den Gemeinden Kgl. Rödersdorf, Grunenfeld, Schönlinde, Hohenwalde und Eisenberg am 6. und 7. Mai 2006 in Unna. Anmeldungen erbeten an: H.-J. Schwill, Telefon (0 23 03) 8 31 30 oder bei D. Mattern, Telefon (0 57 32) 88 40.

Bezirksgruppe Hamburg – Donnerstag, 25. Mai, 7 Uhr, Abfahrt zum Serengeti-Safari-Park Hodenhagen. Der Preis pro Person beträgt 36 Euro, für Busfahrt, Safari-Bus, Eintritt und Mittagessen (2 Gerichte zur Auswahl). Die Abfahrt erfolgt um 7 Uhr von Harburg-Bahnhof, 7.30 Uhr vom Hamburg ZOB. Anmeldungen bis zum 23. Mai an K. Wien, Telefon (0 41 08) 49 08 60.



INSTERBURG

Geschäftsstelle: Telefon (0 21 51) 4 89 91, Fax (0 21 51) 49 11 41. Besuche nur nach vorheriger Terminvereinbarung. Altes Rathaus, Am Marktplatz 10, 47829 Krefeld

Seniorenfreizeit – Vom 18. bis 25. Juni 2006 im Ostheim Bad Pyrmont der Heimatgruppe der Insterburger aus Stadt und Land in Darmstadt. Preis: 37 Euro pro Tag / Person im DZ/VP, oder 43 Euro pro Tag / Person im EZ/VP. Die Vollpension beinhaltet unter anderem (Frühstück, Mittag- und Abendessen) Nutzung eines eigenen Aufenthaltraumes, der Hausbibliothek, der Videothek. Nach Rücksprache mit der Geschäftsführung wurde der Termin bis zum 15. Mai 2006 verlängert. Da bereits genügend Anfragen beziehungsweise Anzahlungen vorliegen, war dies möglich. Anmeldungen und Informationen bei Herbert Stoepel, Riedeselstraße 43 A, 64283 Darmstadt, Telefon (0 61 51) 66 61 67.



NEIDENBURG

Kreisvertreterin: Marion Haedge, Dorfstraße 45, 29331 Lachendorf, Telefon (0 51 45) 7 77

Der Pfingstheimatbrief Nr. 126 – ist inzwischen fertiggestellt und in Druck gegeben worden. Der Heimatbrief enthält neben vielen interessanten Themen auch die Kandidatenliste für die Kreistagswahl. Um rege Wahlbeteiligung wird gebeten. Alle Landsleute und Freunde der Kreisgemeinschaft, die in der Versandliste erfaßt sind, erhalten den Heimatbrief noch vor Pfingsten. Wer den Heimatbrief noch nicht erhält, ihn aber bekommen möchte, teile bitte seine Anschrift dem Schriftleiter Jürgen Kowalek, Bromberger Straße 26, 28816 Stuhr, mit. Der Heimatbrief wird dann umgehend zugesandt.



OSTERODE

Kreisvertreter: Dieter Gasser, Friedrich-Lamp-Str. 8, 24306 Plön, Tel. (0 45 22) 59 35 80. Geschäftsst.: Martin-Luther-Platz 2, 37520 Osterode am Harz., Tel. (0 55 22) 91 98 70. KGOeV@t-online.de; Sprechstunde: Di. 9–12, Do. 14–17 Uhr.

Hauptkreistreffen in Osterode / Ostpreußen – Mittwoch, 30. August, 6 Uhr, Abfahrt in Essen-Überruhr-Holthausen, Klapperstraße, Ecke Hinseler Hof. Zusteigemöglichkeiten entlang der Autobahn A2 in Richtung Rekklinghausen – Hannover – Magdeburg – Berlin – Frankfurt / Oder. Übernachtungen: Schwiebus (1) auf der Hinfahrt, Gilgenburg (7) im Hotel Inter Piast am Großen Damrausee, Schneidemühl (1) auf der Rückfahrt. Fahrtkosten 535 Euro pro Person im DZ. Zuschlag bei EZ. In den Fahrtkosten sind enthalten: VP (Frühstück, Mittagund Abendessen), Ausnahmen sind die Getränke zu den Mahlzeiten und an der Bar; Verzehr an den Raststätten auf der Hin- und Rückfahrt; Verzehr während des Hauptkreistreffens; Fahrtkosten (ab und bis Essen) – Ausnahmen sind die Benutzung von Mietwagen, Taxis und öffentlichen Verkehrsmitteln vor Ort. Nähere Auskünfte erteilt Dieter Malter, Hinseler Hof 129a, 45277 Essen, Telefon und Fax (02 01) 6 46 22 91.

Fahrt zur 680-Jahrfeier Gilgenburgs – Termin: Vom 16. Juni bis 12. Juli 2006. Fahrtroute: Abfahrt in Essen, A2 in Richtung Berlin / Küstrin. Zusteigemöglichkeiten an den Raststätten der A2 nach Vereinbarung. Übernachtungen: Schneidemühl (1), Krutinnen (1), Wilna (2), Wolmar (1), Reval (2), Insel Saaremaar / Oesel (4), Riga (2), Schwarzort (4), Lötzen (1), Gilgenburg (4), Schwiebus (1). Die frühere Stadt und jetzige Gemeinde Gilgenburg feiert am 8. und 9. Juli ihr 680jähriges Bestehen. Der Bürgermeister Blaszkieszwicz hofft auf Teilnahme vieler früherer Bewohner der Stadt und hat die Reiseteilnehmer herzlich dazu eingeladen. Nähere Informationen bei Dieter Malter, Hinseler Hof 129a, 45277 Essen, Telefon und Fax (02 01) 6 46 22 91.



WEHLAU

Kreisvertreter: Joachim Rudat, Telefon (0 41 22) 87 65, Klinkerstraße 14, 25436 Moorrege

Kirchspieltreffen Grünhayn – 9. bis 11. Mai 2006, Treffen in Hann. Münden, Ortsteil Laubach im Landhotel Zum braunen Hirsch. Unterkunftsverzeichnis von der Touristeninformation, Telefon (0 55 41) 7 53 13. Mittwoch, 10. Mai, 10.30 Uhr, Gottesdienst in der evangelischen Kirche in Laubach mit Trompetenkonzert. Gruppenfotos werden gegen 11.30 Uhr vor der Kirche und um 15 Uhr vor dem Lokal gemacht. Abends spielen die „fröhlichen Nickelsdorfer“ zum Tanzen und Volksliedersingen auf. Gäste sind herzlich willkommen. Anmeldungen und Auskunft bei G. Schulz-Schaberau, Telefon (0 61 35) 31 27.

MELDUNGEN

Hamburg – Ein Frühlingskonzert gibt am Sonnabend, 20. Mai, 15 Uhr, der Ostpreußenchor Hamburg unter der Leitung von Karin Schmutzler in den Räumen der Simeonkirche Hamburg-Bramfeld, Am Stühm Süd 85. Der Eintritt ist frei. Die Kirche kann mit dem HVV von Barmbek mit der Line 173 bis zur Endstation „Am Stühm Süd“ erreicht werden.

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonntag, 7. Mai, 9.20 Uhr, WDR5: Alte und Neue Heimat.

Montag, 8. Mai, 00.15 Uhr, ZDF: No Exit.

Dienstag, 9. Mai, 20.40 Uhr, Arte: Im Gleichschritt für den Frieden (1/2).

Dienstag, 9. Mai, 22.15 Uhr, NDR: Kriegstrauma.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

ordnungsgemäß durchgeführt. Alle Vorstandsmitglieder wurden einstimmig gewählt. Dem neuen Vorstand gehören an: Vorsitzender Max Duscha, 1. Stellvertreter Karla Becker, 2. Stellvertreter Fritz Stramm, Schatzmeister Liselotte Gläßel, Schriftführer Inge Scharrer, Beisitzer für Kultur und Frauenarbeit Irmgard Schäfer, Beisitzer für Öffentlichkeitsarbeit Ingrid Krause. Mit Blumen und herzlichem Beifall wurde den gewählten Vorstandsmitgliedern gratuliert. Mit einem Blumenstrauß dankte Karla Becker auch der Familie Stottmeister dafür, daß sich die Gruppe in der Gaststätte immer sehr wohlfühlt und jederzeit auf freundliches Entgegenkommen rechnen kann. Abschließend dankte Max Duscha für das entgegengebrachte Vertrauen und versprach, alles zu tun, um dieses zu rechtfertigen.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 17. Mai, 14 Uhr, Handarbeitsnachmittag im „Bestehornhaus“, Zimmer 6.

Dessau – Montag, 15. Mai, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im „Krötenhof“ zum Muttertag und Frühlingssingen.

Halle – Sonnabend, 6. Mai, 14 Uhr, Treffen der Gruppe in der Begegnungsstätte der Volkssolidarität, Reilstraße. – Auf der Jahreshauptversammlung konnte der Vorstand in seinem Bericht auf ein vielseitiges Veranstaltungsprogramm zurückblicken. Die Kassenprüfung erfolgte ohne Beanstandung. Dem Vorstand wurde für die Arbeit der letzten drei Jahre gedankt und wurde entlastet. In den neuen Vorstand wurden wieder Edith Saal, Inge Schulz, Dr. Manfred Klein und Michael Gründling sowie neu Gerda heuer, Werner Kissig und Günther Kolb gewählt. Besonders herzlich wurde den langjährigen und jetzt ausgeschiedenen Vorstandsmitgliedern Ursula Abicht und Waltraut Reif für ihre Arbeit gedankt.

Magdeburg – Dienstag, 16. Mai, 13.30 Uhr, Treffen der Stickerchen in der Immermannstraße 19. – Dienstag, 16. Mai, 15 Uhr, Bowling, Lemsdorfer Weg.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Telefon (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Kiel – Donnerstag, 18. Mai, 15 Uhr, Treffen der Ostpreußen-Hilfsgemeinschaft im Haus der Heimat. Leitung: H. Berg.

Neumünster – Mittwoch, 10. Mai, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Restaurant am Kantplatz. Hans-Joachim Westphal hält einen Vortrag über „Königin Luise von Preußen – Legende und Wirklichkeit“. Gäste sind herzlich willkommen. – Auf der diesjährigen Jahreshauptversammlung konnte die 1. Vorsitzende B. Profé eine Vielzahl von Mitgliedern begrüßen. Sie brachte das Gedicht „Was ist Ostpreußen?“ zu Gehör. Die Tagesordnung wurde einstimmig angenommen. Im vergangenen Jahr verstarb kein Mitglied und ein neues konnte begrüßt werden. die hohen Teilnehmerzahlen bei den Veranstaltungen bestätigen, daß das Jahresprogramm angenommen wird. Es folgte der Kassenbericht der Kassenwartin Renate Gnewuch. Die Kassenprüferinnen Erika Hintze und Elli Hehnert hatten zuvor die Kasse geprüft, die wiederum vorbildlich geführt worden war und zu keinerlei Beanstandung Anlaß gegeben hatte. Danach erteilte Eberhard Kawlath dem gesamten vorstand Entlastung. Als Kassenwart fungieren zukünftig Erika Hintze und Gerd Höpfner. Zuständig für den musikalischen Teil waren Traute Weber (Liedtexte) und Nora Kawlath (Akkordeon). Mit heiteren Beiträgen trugen Nora Kawlath, Herr Bogdahn, Gerd Höpfner und Frau Juckel zur guten Stimmung bei. Die 1. Vorsitzende bedankte sich bei allen Anwesenden.

Deutsch-polnische Brücke

Ausstellung mit Werken von Barbara Herbig-Reichmann

Von Dieter Göllner

Die 1940 in Breslau geborene und heute im Saarland lebende Künstlerin Barbara Herbig-Reichmann war im Haus Schlesien, Königswinter-Heisterbacherrott, zum Ausklang des Deutsch-Polnischen Jahres mit einer Auswahl von Gemälden und Reliefs präsent. Die unter dem Motto „Bild-Zeichen“ bereits auch im Rathaus von Breslau mit großem Publikumszuspruch gezeigte Ausstellung wurde vom Museum der Stadt Breslau unter der Schirmherrschaft des Generalkonsulats der Bundesrepublik Deutschland eingerichtet.

Zu sehen waren großformatige Öl- und Acrylgemälde und mit Asche, Sand oder Papier verarbeitete Reliefs auf Leinwand. Die Wahl der Materialien betont den zyklischen Verlauf des Leben: Vergehendes bildet die Grundlage für neues Leben. Stilistisch gehen die Werke von Barbara Herbig-Reichmann den Weg von absoluter Abstraktion zum abstrakten Expressionismus. Die Farbsymbolik spielt in ihren Arbeiten eine dominierende Rolle.

Die Künstlerin thematisiert Bildzeichen analog zu Schriftzeichen, indem sie sowohl mit der Auswahl der Materialien als auch mit den dem Auge des Betrachters bekannten Formen Ideen, Charakterzüge, Emotionen und Philosophien sichtbar macht.

Zur Rezeption ihrer Bilder betonte Herbig-Reichmann bei der Vernissage, daß die Menschen „einfach reinschauen“ und die eigene Phantasie „sprechen lassen sollen“.

Museumsdirektor Dr. Stephan Kaiser wiederum bot den Gästen mit seiner Interpretation der Öl- und Acrylgemälde einen eigenen Zugang zu den abstrakten Bildern. Die Künstlerin versucht in ihren Arbeiten aufzuzeigen, daß sich die Völker unabhängig von Sprachschwierigkeiten auch mit Bild-Zeichen verständigen könnten.

Kontaktadresse: Haus Schlesien, Dollendorfer Straße 412, 53639 Königswinter-Heisterbacherrott, Telefon (0 22 44) 88 60.

Zeitzeugen des Alltags

Kulturzentrum Ostpreußen beherbergt eine neue Sonderschau

Von Manfred E. Fritsche

Der Fotograf ist da!“ – unter diesem Motto eröffnet das Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen am 13. Mai eine neue Sonderschau, in der historische Fotografien von Bewohnern Ostpreußens gezeigt werden, die zufällig bei Aufnahmen von Kunst- und Kulturdenkmälern mit abgelichtet wurden.

Unter den Fotografien des Provinzialdenkmalamtes in Königsberg gibt es nur wenige Porträts von Personen, denn Personenaufnahmen waren nicht Sinn und Zweck der in diesem Archiv gesammelten Bilder. Dennoch finden sich auf einigen Fotos auch Personen – sei es, daß einer der Fotografen eine malerische Szene oder das Lokalkolorit der Umgebung einfangen wollte, oder daß ein anderer einen zufälligen Passanten ins Bild aufnahm, um auf diese Weise die Größenverhältnisse des fotografierten Objekts zu verdeutlichen. Die meisten Aufnahmen entstanden zudem ohne künstlerische Ambitionen. Erst heute entdeckt man diese unbeabsichtigten Werte, indem die vergessenen Bewohner Ostpreußens aus dem Hintergrund und von den Bildrändern hervorholt werden.

Das Erscheinen eines Fotografen mit seinem großen Apparat und dem Stativ war in einem kleinen Städtchen oftmals eine Sensation. Davon zeugen Aufnahmen von Gassen, auf denen Menschen, die soeben noch ihren Beschäftigungen nachgingen, für das Foto „Pose einnehmen“. Am häufigsten aber kamen Menschen ganz zufällig in das Bild, ohne daß der auf sein Objekt konzentrierte Fotograf dies bemerkte.

Die Ausstellung, die von Piotr Jamski und Jan Przypkowski konzipiert wurde, entstand im Zusammenhang mit der Digitalisierung der rund 6 500 Glasnegative aus der fotografischen Sammlungen des Provinzialdenkmalamtes in Königsberg, die den Zweiten Weltkrieg überstanden haben. Mitveranstalter ist das Deutsche Kulturforum östliches Europa e.V., Potsdam.

Die Eröffnung der Ausstellung im Kulturzentrum Ostpreußen Schloßstraße 9, 91792 Ellingen Telefon (0 91 41) 8 64 40, findet am Sonnabend, 13. Mai 2006, 10.30 Uhr statt. Die Einführung dazu wird Jan Przypkowski vom Instytut Sztuki PAN in Warschau geben.

Porzellan Genuß

Produktion von Carl Tielsch aus Waldenburg-Altwasser in Schlesien


Fotos (2): Göllner

Für die Ausstellung wurden nur seltene Exponate aus der Carl Tielsch Porzellanmanufaktur zusammengetragen

Die langjährige Ausstellungs-Reihe des Museums für schlesische Landeskunde im Haus Schlesien von Königswinter-Heisterbacherrott zum Thema „Porzellan“ findet in der aktuellen Schau unter dem Motto „Porzellan Genuß“ eine beachtenswerte Fortsetzung. Die Sonderausstellung erinnert an die „Porzellan-Manufaktur C. Tielsch & Co“ und zeigt einen Querschnitt aus der Produktion vor 1945. Zu sehen ist eine repräsentative Auswahl von Prunkgeschirren, Schalen und seltenen Vasen sowie Ansichtsporzellane und Kaffee-, Tee- oder Tafelservice, die aus einer der größten deutschen Porzellanfabriken stammen – nämlich jener von Carl Tielsch aus Waldenburg-Altwasser in Schlesien.

Die Präsentation wurde Anfang April mit einem Vortrag von Gerhard Schmidt-Stein eröffnet. Rund 100 Besucher waren gekommen, um die fachkundigen Erklärungen des Experten auf dem Gebiet schlesischen Porzellans mitzuerleben und die kostbaren Exponate zu bewundern. Bei einem Rundgang lernt der Besucher die wichtigsten Etappen der Erfolgsgeschichte des Großunternehmens kennen. Neben prunkvollen Luxusgegenständen sind auch Gebrauchsporzellane aus einfachen Bürger- und Arbeiterhaushalten in den hell erleuchteten Vitrinen zu sehen.


Geschichte steht nicht nur in Büchern

Ein Anliegen der Veranstalter war, diesmal möglichst seltene Stücke zu zeigen. Das ist auch in der Tat gelungen, denn die bisher größte Ausstellung von Altwasser-Porzellan in der Bundesrepublik Deutschland enthält wertvolle und auch kuriose Objekte aus der vielseitigen 100jährigen Produktion der Carl Tielsch Manufaktur. Die handgemalten Badtassen und Zierteller, der filigrane Hutnadel-Ständer sowie nicht zuletzt ein weiblicher Akt und zwei Büsten von Friedrich dem Großen auf unterschiedlichen Sockeln sind nur einige der Raritäten. Silke Findeisen, die sich mit der Gestaltung der Sonderausstellung beschäftigt hat, weiß auch über die Problematik der gelegentlich auf dem Sammler-Markt aufgetauchten Fälschungen bescheid und verweist darauf, daß der Vollständigkeit halber auch solche Exponate aus der neueren Zeit aufgenommen wurden.

„Das Besondere an unserer Präsentation ist“, so Findeisen, „daß es uns gelungen ist, neben Exponaten aus den museumseigenen Beständen, auch Leihgaben von zehn verschiedenen Sammlern zu zeigen. Das ergibt ein überaus facettenreiches Bild der Tielschen Porzellanproduktion.“ **DG**

Die Ausstellung ist noch bis zum 24. September 2006 im Haus Schlesien zu besichtigen. Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonnabend von 10 bis 12 Uhr und von 13 bis 17 Uhr, Sonn- und Feiertags von 11 bis 18 Uhr.

»Rachgierig, großmäulig und unverfroren«

Von einem Bauer der auszog eine neue Frau zu finden – Liebeswerben mit Hindernissen

Von E. Pultke-Sradnick

Das sollte ihm mit den Weibern nicht noch mal passieren, ihm nicht! Rachgierig, großmäulig und unverfroren waren sie. Der Kleinbauer Luberius zog seine Klumpen vor der Haustür aus, goß sich in der Küche einen Schnaps ein und legte sich aufs Sofa.

Es wurmte ihn ordentlich, dies mit der zodderkoppschen Lola Kammbrecht, dieser dowen Put. Auch, daß er auf dem Markt seine Hühner für nuscht und wieder nuscht losgeworden war.

Vor zwei Jahren war seine Frau gestorben, welches Unglück. Was die arbeiten konnte! Seitdem sie nicht mehr da war, lief alles nicht mehr so richtig. Sie fehlte ihm überall. Sie hatte sich ganz einfach zu Tode gerakkert auf dem kleinen Anwesen. Für eine Magd hatte es nie ganz gereicht. Es war schon immer eine große Ausgabe, wenn sie im Sommer und zur Aust zwei Scharwerker nehmen mußten. Für seine Frau blieben dann gerade mal die 14jährigen Mädchen, die aus der Schule entlassen waren. Sie halfen dann in der Zeit des Einweckens für Obst und Gemüse.

Einfach zu Tode gerackert

Luberius hatte nun beschlossen, daß er doch wieder eine Bäuerin ins Haus holen wollte. Zuerst versuchte er aber den Hof zu verkleinern. Vor allem die Hühner mußten weg, auch der Hahn, das waren nur unnütze Fresser, machten Dreck, kakelten nur und krakeelten rum. Vier Stück würden ihm genügen.

So beschloß er am Sonnabend auf den Markt zu fahren. Aber wie sollte er das Federvieh bloß transportieren? An Ideen hatte es ihm noch nie gefehlt, und so ging er in den Wagenschauer und suchte sich da einen großen Korb. Dann ergriff er acht Hühner, die noch auf der Stange saßen, und band sie mit einem Benzel, einem alten Stück Bindfaden, am Fuß und ebenso am Korbbügel fest. Die Hühner sollten sich ja auch bewegen können. Über alles schlug er ein altes Tuch.

Der Markt war gut beschickt. Holzlöffel, Küchenbretter aller Art, Quirle, Gemüse- und Krauthobel, Reibeisen, Sturjel, Waschbretter. Auch Eimer und Zinkwannen konnte man bekommen, was man so auf dem Land brauchte. Gegenüber hatte der alte Warstat seinen überdachten Stand aufgeschlagen. Er verkaufte Pelz- und Schiebermützen, Hüte, Ohrenschützer und Handschuhe aus Wolle und Leder. Auch der blinde Jochen saß wieder an der Ecke. Auf seinem kleinen Tischchen lagen Schnürsenkel, Hosenträger, Nähnadeln und Zwirn, Heftpflaster und Sicherheitsnadeln. Wenn Luberius alles verkauft hatte, wollte er bei ihm mal vorbeigehen. Der hatte ja auch ein schweres Los. Zuerst mußte er aber jetzt noch den Gemüsemarkt durchqueren, erst dann kam der Platz für alle lebendigen Tiere wie Ferkel, Hühner, Kaninchen und anderes.

Eine Nummer fürs Panoptikum

Es begann Mittag zu werden und Luberius hatte noch kein einziges Huhn verkauft. Die Hausfrauen waren richtig gnietsch. Sie begrabbelten und beplieserten die Hühner, sahen nach, ob sie auch fett waren, aber auch nicht zu fett, ob sie auch Eier legten, einen roten Kamm hatten. Kalkfüße zeigten das Alter an. „De dooge doch nich e moal färe Sopp“, rief eine Frau ganz erbost. Ärgerlich gab er daraufhin dem Korb einen Tritt. Die Hühner erschraken, vergaßen, daß sie angebunden waren und flogen dank der gemeinsamen Kräfte mit dem Korb durch die Luft. Alle staunten und lachten. „Wat ett ok aller göwt“, sagte der kleine Pertuleit, „da fehlt bloß noch e Oap onne Leiermann.“ Die Hühner kamen jedoch nicht weit. Der Korb krieselte und schaukelte und streifte Wanda Pikerns Stand dermaßen, daß die Butter, die Eier und der Käse durch die Gegend flogen. Bei Lemkes Anni brach sogar der ganze Stand zusammen und Pilze, Beeren, Porree und anderes Grünzeug verteilten sich mit Wandas Milch. Dann sackten die Hühner mit dem Korb zu Boden.

Na, da mußte sich der Luberius aber was anhören! Damlichkeit läßt grüßen und daß dies hier eine Nummer fürs Panoptikum wäre, war noch gelinde ausgedrückt. Luberius sammelte alles zusammen und wollte verschwinden. Aber da hatte er sich verrechnet! Von wegen! Er mußte die Hühner als Schadenersatz zurücklassen. Luberius kochte vor Wut. Jetzt könnte er einen Schnaps gebrauchen.

Und dann stand da die Rothaarige am anderen Ende des Marktplatzes. Sie verkaufte Schlorren und Korken, karierte Preeßkes, warme Wuschen und Puschen. Sie zog ihn beim Vorbeigehen am Scheeske und begann ihn zu bedauern. Dann holte sie unter ihrem Schultertuch ein kleines Schnapsflaschchen vor. Sie wärmte es direkt an ihrem Herzen, gurrte sie mit funkelnden Augen. Anschließend gingen sie dann in den „Goldenen Hahn“ zum Mittagessen. Er erzählte ihr jammernd sein Schicksal, und sie verstand ihn so gut wie keine andere. Sie käme ihn besuchen, sagte sie, und wer weiß, wenn vielleicht eine Bäuerin gebraucht würde? Sie war ja ledig und ihre Kinder waren aus dem Gröbsten heraus.

Sie kam schon drei Tage später, fein ausgeputzt und mit hochhackigen Schuhen. Sie ließ sich bewirten und rümpfte im Kuhstall die Nase und fragte, wer denn hier die Arbeit mache. Er verstand es ihr zu erklären: Arbeiten müßte die Zukünftige schon selbst. Sie meinte dann aber, daß sie das nicht nötig hätte, dann ginge sie lieber auf den Markt Preeßkes verkaufen. Er brauche sich bloß nicht einzubilden, daß sie ihm den Schweinestall ausmisten und womöglich noch Hühner fühlen würde. So schön wäre er nun wirklich nicht. Außerdem, wie er sich mit den Hühnern angestellt hätte, das alles wäre ja zirkusreif gewesen.

Mausi, das Silberblickmädchen

„Du häst utgesehne wie e Uhl utem Schmolttopp.“ Dann legte sie sich noch drei Scheiben Schinken aufs Brot und aß mit dem Messer die dick in Scheiben geschnittene Blutwurst. Zum baldigen Abendbrot machte sie dann noch eine Eierflinse aus acht Eiern.

Luberius staunte, was Lola so verschlingen konnte. Dann stand sie auf, ließ alles stehen und liegen und erklärte, daß sie müsse nach Hause. Hugo Luberius war ganz erschrocken und begann liebedienerisch um sie herumzuscharwenzeln. „Joa, Lolake, geföllt et die nich bi mi? Du kannst doch Buersche ware, moßt doch bloß noch ‚Joa‘ segge.“

„Du böst on blöwst doch e ol Dammelskopp, kick di doch moal an?“ Dann raffte sie ihren Rock zusammen und zog los, daß es nur so staubte. Damlige Kurr, elendige, schrie er ihr noch nach, laß dich begraben. Aber was nun? Seine rosaroten Gedanken waren wie eine Seifenblase zerplatzt.

Sollte er sich nun doch noch mal das kleine Schielaugchen vom Nachtwächter Kallkies bekicken? Die sah ihn immer so bedeutungsvoll an. Aber womöglich sah sie ganz woanders hin.

Dann war er eingeschlafen und lief mit Mausi, dem Silberblickmädchen, über die blumigen Wiesen. Dort stolperten sie, fielen hin und kullerten, sich umarmend, den Abhang hinunter. Dann strich sie ihm liebevoll die Haare aus der Stirn. Sie sah ihn zärtlich an, und dann traf ihn ihr gesundes Auge mitten ins Herz. Das tat weh wie ein richtiger Schlag. Wie schade um alles ... Er war atmend nur vom Sofa gefallen und hatte die bunten Streifen der Flickerdecken für rote Wiesenblumen gehalten.

»Den Ostpreußen unvergessen«

Zum 100. Geburtstag von Hans Ludwig Loeffke

Wenn am 3. Mai des 100. Geburtstages des Schöpfers des Ostpreußischen Jagdmuseums – Wild, Wald und Pferde Ostpreußens e.V. gedacht wird, so erinnert man nicht nur an ein Leben, das nach Kriegsende ausschließlich im Dienste Ostpreußens stand, sondern man schaut auch zurück auf die leidvolle Geschichte Ostpreußens und seiner Menschen, der deutschen Heimatvertriebenen, deren Schicksal unter anderem durch den jahrzehntelangen Kampf um die Heimat geprägt war. Dies alles hat Hans Ludwig Loeffke und seine Generation in ihrer Haltung und in ihrem Handeln nachhaltig bestimmt.

Hans Ludwig Loeffke entstammte väterlicher- wie mütterlicherseits einer seit Jahrhunderten in Ostpreußen ansässigen angesehenen Familien. Nach dem Abitur am Gymnasium in Tilsit wollte er Forstwissenschaft studieren. Zunächst erwarb er die für das forstwissenschaftliche Examen notwendigen juristischen Kenntnisse an der Universität Königsberg, wo er, wie mehrere Generationen seiner Familie vor ihm, in das Corps Littuania eintrat. Ab 1927 studierte er in Eberswalde und wurde gleich nach dem ersten Staatsexamen in den preußischen Forstdienst übernommen. Während seiner Referendarzeit diente er 1934 – 1935 ein Jahr freiwillig bei der Reichswehr. Bei Kriegsausbruch 1939 meldete er sich freiwillig zur Wehrmacht. Er kämpfte in Frankreich und Norwegen und machte später den Rußlandfeldzug mit, zuletzt als Hauptmann der Reserve (Eisernes Kreuz Erster Klasse). Nach kurzer englischer Kriegsgefangenschaft wurde er nach Lüneburg entlassen.

Für den durch die Heimat und vom Grenzlandschicksal geprägten Ostpreußen war es selbstverständlich, sich von der ersten Stunde an für seine Schicksalsgefährten einzusetzen. Er war 1948 Mitbegründer der Landsmannschaft Ostpreußen auf Bundesebene. In Niedersachsen gehörte er zu den Gründungsvätern der Landsmannschaft Ostpreußen und des Bundes der Vertriebenen. Sieben Jahre war er Kreisvertreter von Allenstein-Stadt und bemühte sich daneben intensiv um den Zusammenschluß der ostpreußischen Jäger und Reiter. Bereits 1950 trafen sich 5000 von ihnen in Hamburg. Bis zuletzt war er Vorsitzender der Lüneburger Vertriebenenverbände. „Seine Liebe zu Ostpreußen, zur Heimat, war gleichzeitig seine Liebe zu Preußen“, schrieb ein Freund über ihn. „Sie umfaßte die ganze Kulturlandschaft dieses Raumes, umfaßte Wald, Wild, Jagd und Pferdezucht ebenso wie die Menschen und ihren Siedlungsboden, die Gegenwart wie die Geschichte – und darum sah er seine große Aufgabe schließlich darin, Leistung und Schönheit, die ruhmreiche Geschichte seiner ostpreußischen Heimat sichtbar zu dokumentieren.“

Heimat – mehr als nur ein Begriff

Erstmals auf dem Bundestreffen der Landsmannschaft in Bochum im Jahre 1953 trat Loeffke mit einer ostpreußischen Jagdausstellung an die Öffentlichkeit. Diese Dokumentation war so beeindruckend, daß er vom Deutschen Jagdschutzverband beauftragt wurde, 1954 auf der Internationalen Jagdausstellung in Düsseldorf die Gedenkschau „Deutscher Osten“ verantwortlich aufzubauen. Und hier wurde auch die Idee geboren, das „Ostpreußische Jagdmuseum – Wild, Wald und Pferde Ostpreußens“ zu gründen, eine Dokumentation, mit der handgreiflich gezeigt werden sollte, was die deutsche Scholle im Osten leistete und wert ist und die zugleich zu einer verpflichtenden und mahnenden Erinnerung für alle Deutschen werden sollte. Besessen von dieser Idee hatte Hans Ludwig Loeffke nach wenigen Jahren soviel Ausstellungsmaterial zusammengetragen, daß am 7. Dezember 1958 das Ostpreußische Jagdmuseum im Alten Kaufhaus in Lüneburg eröffnet werden konnte. In seinem Vorhaben von der Stadt Lüneburg mit dem damaligen Oberstadtdirektor Dr. Böttger und treuen Ostpreußen unterstützt, entstand ein Werk, das zukunftsweisend für die ostdeutsche Kulturarbeit werden sollte. Die Patenschaft für die Eröffnung hatten Bundespräsident Lübke, Bundestagspräsident Dr. Gerstenmaier und Bundesvertriebenenminister Professor Dr. Oberländer übernommen. Namhafte Persönlichkeiten gehörten zu den Mitunterzeichnern der Einladung. Ein Jahr nach der Eröffnung des Ostpreußischen Jagdmuseums wurde es in der Nacht vom 22. auf den 23. Dezember 1959 durch Brandstiftung vernichtet. Außer vier anderen Geweihen überstand lediglich der „U-Boot-Hirsch“, der noch 1945 aus der Festung Danzig – am Kommandoturm eines U-Bootes befestigt – gerettet wurde, den Brand überstand. Das Ostpreußische Jagdmuseum war Opfer des „Lüneburger Feuerteufels“ geworden, der in der Stadt mehrmals zugeschlagen hatte. Bereits in der Brandnacht wurde im engsten Kreis der Entschluß gefaßt, das Museum wieder aufzubauen. „Es ist nicht Ostpreußenart“, schrieb Loeffke, „einen derartigen Schicksalsschlag tatenlos hinzunehmen.“ Durch eine Flut von Hunderten von Beileidsbekundungen wurde Loeffke Mut gemacht, einen Neubeginn zu wagen, nachdrücklich unterstützt von den zuständigen Ministerien auf Bundes- und Landesebene. Zielstrebig ging er erneut ans Werk. Kostbare Erinnerungsstücke konnte er für das Museum sicherstellen, die ideelle und materielle Unterstützung durch Landsleute und viele dem Land Ostpreußen Verbundene war groß.

Fünf Jahre nach dem Brand konnte im Oktober 1964 das Museum, in einem alten Lüneburger Patrizierhaus untergebracht, wiedereröffnet werden. „Nie wäre es zur Gründung, geschweige denn zur Wiedereröffnung des Ostpreußischen Jagdmuseums gekommen, wenn nicht eine Persönlichkeit wie Hans Ludwig Loeffke die dahinter stehende Kraft gewesen wäre. Mit einer Zähigkeit und einem Mut ohnegleichen ging er alle Schwierigkeiten an, deren es genug gab. Es gab Gegner seiner Idee auf den verschiedensten Ebenen. Er hatte auch Freunde und Helfer, die ihn unterstützen, aber die treibende Kraft war er, der nie resignierte. Nur so konnte es gelingen, dieses Denkmal für Ostpreußen aufzubauen“, so der Kulturreferent des Niedersächsischen Bundes der Vertriebenen, Rudi. Meitsch. Glückwünsche hatten unter anderem Bundespräsident Lübke und Bundestagspräsident Dr. Gerstenmaier übermittelt. Dies zu erwähnen scheint in der gegenwärtigen Situation, da es um die der Bedeutung Ostpreußens entsprechenden, Sicherung der Existenz des Ostpreußischen Landesmuseums geht, besonders angebracht. In jenem Oktober 1964 hatte Hans Ludwig Loeffke endgültig den Grundstein für die museale Dokumentation Ostpreußens, für sein Lebenswerk, gelegt. Mit der zunehmenden Bekanntheit wuchsen auch die Bestände des Museums. Dank geschickter, von der Stadt Lüneburg unterstützter Erweiterungspläne konnte der erste Erweiterungsbau im Juni 1969 eingeweiht werden. Und nach weiteren fünf Jahren, im November 1974 erfuhr das Museum durch den baulichen Anschluß an ein Fachwerkhaus eine zweite Erweiterung, wobei – so Loeffke in seiner Einweihungsrede – „… wir die berechtige Hoffnung vertreten, das Museum in absehbarer Zeit nochmals räumlich, damit auch themenmäßig erweitern zu können und in seiner Ausstrahlungskraft noch aussagefähiger zu machen“. Fünf Wochen nach dieser hoffnungsvoll in die Zukunft gerichteten Rede und der Vollendung seines letzten Meisterstücks starb Hans Ludwig Loeffke. Er hatte seine ganze Kraft seinem Lebenswerk geopfert. In diesem letzten Erweiterungsbau war noch einmal seine ganze museale Begabung zum Tragen gekommen. Mit dem Ostpreußischen Jagdmuseum hatte er den Grundstock für das Ostpreußische Landesmuseum in Lüneburg geschaffen, das ebenso wie das Ostpreußische Jagdmuseum weiter zu den größten Anziehungspunkten der Stadt gehört. „Wer Hans Ludwig Loeffke jedoch nur mit Ostpreußen und dessen Jagdmuseum in Lüneburg verbunden sieht, der verkennt leicht, daß dieser landsmannschaftliche Bezug für ihn niemals Selbstzweck gewesen ist. Die Pflege des ostdeutschen Kulturgutes war für ihn nicht nur Bekenntnissache, sondern die sein ganzes Leben bestimmende Aufgabe, … Mit dem unermüdlichen Einsatz für die Verfolgten hat er nicht nur den Interessen der ostdeutschen Vertriebenen gedient, sondern auch ganz Deutschland“, schrieb Dr. Robert Müller-Sternberg über ihn. Mit dem Tod von Hans Ludwig Loeffke ist nicht nur eine wichtige Periode des „Ostpreußischen Jagdmuseums“ zu Ende gegangen, sondern auch der musealen Dokumentation über Ostpreußen überhaupt. Auf ehrenamtlicher Basis war aus dem Nichts heraus ein Stück lebendiges Ostpreußen geschaffen worden, was den Besucher in einer Einmaligkeit umgab, die vom „Ostpreußischen Landesmuseum“, in dem das „Ostpreußische Jagdmuseum“ aufgegangen ist, nach Ansicht mancher Besucher noch nicht wieder erreicht worden ist.

v. St. / L.



Foto: Archiv Loeffke

Hans Ludwig Loeffke bei der Eröffnung des Jagdmuseums 1958

Zahlen-Kreuzwort

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
R	O	U	T	E								

14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26

Das Ausgangswort ist ROUTE. Wandeln Sie nun auch die restlichen Zahlen in Buchstaben um. Gleiche Zahlen bedeuten gleiche Buchstaben im Rätsel und im Zahlenschlüssel.

6	7	8	9	5		10	11	6	5	12	9	5	9		13		9	12	8	5	10
5		14		3	1	4	5	12	15		14		2	16	14	15		1	2	6	
1 R	2 O	3 U	4 T	5 E		12	1	1	17	14	6	1	4		5	12	17	5	1	5	1
	10		3	1	14	15		10		15		14	5	4	6	5	1		10		12
18	14	1	4		19		20	5	3	4	5	9		5		20	12	1	5	19	4
	19		5	1	19	5	1		17	14	15	19	9	5	1		21		9		4
6	14	12	9		3		14	22	5	9	4		14		5	23	2	4		6	
						2	8	14	1		24	5	25	1	14		15	14	22	5	1
						1	14	15	15	5		25	5	3	15	5		25		23	
						5		15	2	1	5	9		12		10	19	14	4	5	1
						22	5	12	10	10		5	12	9	10	4		19	3	1	14
						2		5		4	14	9	20		2	1	4		20		20
						9	14	9	14		25		7	2	22	14		1	2	10	14
							24		14	25	25	12	15	20		20	3	5	1	5	1
						26	3	5	1		14		15	5	10	5		25		8	
						3	1	25	14	1		1	5	10	4		10	5	1	12	5
						14		25	3	5	1	2		10	14	1	12		14		12
						15	5	5		6		4	1	14	9		1	12	4	3	10

So ist's richtig:

Zahlen-Kreuzwort:

Schüttelrätsel:

Brückenrätsel: 1. Schwanz, 2. Tochter, 3. Umschlag, 4. Butter, 5. Fabrik, 6. Radio, 7. Scherben – achtbar

Magisch: 1. Dresden, 2. Asiaten, 3. begehrt

Schüttelrätsel

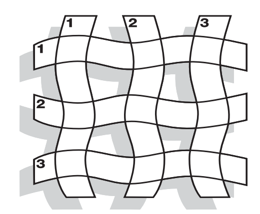
In diesem ungewöhnlichen Kreuzworträtsel stehen anstelle der Fragen die Buchstaben der gesuchten Wörter in den Fragefeldern. Zur Lösung beginnen Sie am besten mit den kurzen Wörtern (Achtung: ORT kann z. B. ORT, TOR oder auch ROT heißen).

CEOPU		ANRR	AELSW		AEGLR		ENOR	AGRS	EENT
					EEGN				
AMNOZ			AEGL NR						
AAAE PPRRT									
EORS					ELOS				

Brückenrätsel

Erweitern Sie die linken und rechten Wörter jeweils durch ein gemeinsames Wort im Mittelblock. Auf der Mittelachse ergibt sich in Pfeilrichtung ein anderes Wort für ehrenwert.

1	FUCHS		FLOSSE
2	ENKEL		FIRMA
3	BRIEF		HAFEN
4	MARKEN		BLUME
5	TRAUM		ARBEITER
6	KOFFER		WECKER
7	GLAS		HAUFEN



Magisch

Schreiben Sie waagerecht und senkrecht dieselben Wörter in das Diagramm.

1 Hauptstadt von Sachsen, an der Elbe, **2** Bewohner eines Erdteils (Mehrzahl), **3** gefragt, gesucht

Der »Storch« verläßt erstmals sein Nest

Vor 70 Jahren fand der Jungfernflug des »fliegenden Feldherrnhügels«, des Mehrzweckflugzeuges Fieseler Fi 156 statt

Von MANUEL RUOFF

Die Fi 156, der „Fieseler Storch", eines der erfolgreichsten Flugzeuge seiner Klasse, war aus der Not geboren. Wie Junkers mit seiner legendären Ju 87 (vgl. Folge vom 17. September) hatte auch das Unternehmen des ebenso bekannten wie erfolgreichen Weltkriegs- und Kunstflugpiloten Gerhard Fieseler für die 1935 geschaffene deutsche Luftwaffe einen Sturzkampfbomber, die Fi 98 Stuka, entwickelt. Der Prototyp stürzte jedoch bei einem Überführungsflug nach Rechlin zur Erprobungsstelle der Luftwaffe ab. Aus 5000 Metern Höhe trudelte die Maschine in einen Wald, nur vier Kilometer vom Werkflugplatz in Kassel entfernt. Da der Pilot wegen der hohen Fliehkräfte die stürzende Maschine zu spät mit dem Fallschirm hatte verlassen können, kostete das Unglück ein Menschenleben. Das Reichsluftfahrtministerium stoppte daraufhin sofort die Weiterarbeit an der Maschine.

Im Zuge der nun vollzogenen Neuorganisation des Werkes übernahm Fieselers ständiger Vertreter Karl Thalau die Entwicklungsabteilung. Um die aufgrund des jähen Endes des Stuka-Projektes brach liegenden Entwicklungskapazitäten zu nutzen, holte er den Entwicklungsauftrag für eine andere Militärmaschine an Land. Gesucht wurde ein Verbindungsflugzeug, das möglichst überall starten und landen und als Langsamflugzeug den Fesselballon des Ersten Weltkrieges ersetzen konnte. Als Antriebsaggregat war ein 240 PS leistender luftgekühlter V8-Motor des Typs Argus As 10 c vorgegeben. Sollte der Prototyp sich gegen die Konkurrenzentwicklungen durchsetzen können, sollte ein Auftrag für die Serienfertigung folgen.

Bereits sechs Monate bevor Fieseler Hals über Kopf unplanmäßig in den Wettbewerb einstieg, waren mit Focke-Wulf, den Bayerischen Flugzeugwerken (BFW) und Siebel bereits wie üblich drei Unternehmen Entwicklungsaufträge erteilt worden. So standen schließlich vier Maschinen zur Wahl. Siebel präsentierte die Si 201, Focke-Wulf den Tragschrauber FW 186, BFW die Bf 163 und Fieseler schließlich die Fi 156



Die Fi 156 auf dem Weg nach oben: Dem „Fieseler Storch" gelang es, sich von der Konkurrenz abzuheben, sie zu überflügeln und ihr davonzufliegen. Foto: Archiv

Die Entscheidung lag maßgeblich beim Leiter des Technischen Amtes des Reichsluftfahrtministeriums, Oberst Ernst Udet. Nach einem Flug mit Si 201 beurteilte er die Landeeigenschaften und das Verhalten am Boden als ungenügend. An der FW 186 monierte er, daß der Tragschrauber für den Fronteinsatz zu anfällig sei. Die Bayerischen Flugzeugwerke hatten wegen der Arbeiten an dem Jäger Bf 109 (vgl. Folge vom 28. Mai) Probleme mit der Einhaltung der Termine. Als Anfang 1938 die Bf 163 zum Erstflug bereit stand, war die Entscheidung für die Fi 156 bereits gefallen.

Bereits sechs Monate nach Auftragserteilung stand die erste Fi 156 fertig auf dem Platz. Wie immer bei seinen Maschinen ließ Fieseler es sich nicht nehmen, den Jungfernflug selber vorzunehmen. Dieser Erstflug am 10. Mai 1936 muß recht aufsehenerregend gewesen sein. „Ich dachte, mir bleibt das Herz stehen!" kommentierte einer der Mitarbeiter, was sein Chef mit der Maschine anstellte. Der Pilot selber beschrieb dieses Flugerlebnis der besonderen Art in seinen Memoiren wie folgt: „Nach kurzem Start ‚hing ich die Maschine an den Propeller', wie man so schön sagt – ich brachte sie also in einem steilen Steigflug bei größtem Anstellwinkel. Ohne Zuladung und mit der starren Vorderflügelkonstruktion konnte ich mir einen übertriebenen Kavaliersstart erlauben. Das hatte ich noch nie mit einem Flugzeug machen können".

Neben den guten Sichtverhältnissen und der für einen „fliegenden Feldherrnhügel" ebenfalls wichtigen Fähigkeit zum Langsamflug waren es die extrem kurzen Starts und Landungen, die dieses Flugzeug auszeichneten. Für einen Start genügten 30 bis 40 Meter, für eine Landung gar nur 20 bis 30 Meter. Durch sein auffallend hohes Fahrgestell, das an einen Storch, den von Fieseler selbst kreierten Spitznamen der Maschine, erinnert, konnte zudem die Start- beziehungsweise Landefläche auch uneben sein, ohne daß deshalb gleich die Gefahr des Überschlags bestand. Kein Wunder, daß die Entwicklung des Hubschraubers in Deutschland unter diesem Flugzeug gelitten hat.

Nach der Grundsatzentscheidung lief 1937 die Vorserie Fi 156 A-0 an. Die Maschinen mit den Werknummern 605 bis 614 dienten zum Einfliegen und zur Erprobung in der und durch die Truppe. Bei dem im Juni jenes Jahres stattfindenden internationalen Flugmeeting in Dübendorf bei Zürich war der „Storch" die Attraktion. Udet erntete Lachstürme, als er entlang der 200 Meter langen Tribüne dreimal hintereinander startete, auf etwa zehn Meter Höhe stieg und dann wieder landete. Im Reich erlebte das Flugzeug im März 1939 seinen ersten öffentlichen Auftritt, als es am sogenannten Tag der Wehrmacht auf der eigentlich für Autos und Fuhrwerke bestimmten Straße Unter den Linden zwischen der Staatsoper und der Neuen Wache spektakulär landete.

Aber natürlich war die Fi 156 nicht zum Erstaunen und Erheitern von Publikum gebaut. Nach dem Beginn der Serienfertigung im Jahre 1939 fand sie im Zweiten Weltkrieg die unterschiedlichsten militärischen Verwendungen. Sie diente als Verbindungsflugzeug. Heereskommandeure nutzten sie außer zum Reisen auch zur Erkundung der Lage aus der Luft. Als Kurzstrecken-Aufklärer und leichter Transporter diente sie ebenfalls. Auch leistete sie als Sanitätsflugzeug bei der Rettung von Verwundeten aus unwegsamem Gelände gute Dienste. Durch ihre Fähigkeit zum Langsamflug war sie des weiteren als Fernmeldekabelleger geeignet. Auch für die Partisanenbekämpfung und für Geheimdienstaufgaben wurde sie gerne verwandt.

Seine spektakulärste Verwendung fand das Flugzeug beim Unternehmen Eiche. Ein deutsches Kommandounternehmen landete mit Lastenseglern sowie einigen Exemplaren des „Storchs" nahe dem im Gebirgszug Gran Sasso gelegenen Hotel Campo Imperatore, in dem Mussolini gefangengehalten wurde, stürmten das Haus, befreiten den Italiener und flogen ihn anschließend mit einem „Storch" aus. Durch „Der Untergang" dürfte auch jüngeren Jahrgängen der spektakuläre Flug von Hanna Reitsch mit Robert Ritter von Greim in einem „Fieseler Storch" ins belagerte Berlin ein Begriff sein.

Bis zum Ende des Zweiten Krieges wurden insgesamt 2564 Exemplare gebaut. Der Typ war derart gut, daß das Reich viele Exemplare exportieren konnte, die so das Kriegsende überlebten. Aufgrund der Produktionsengpässe bei Fieseler war zudem ein Teil der Fertigung in die Tschechoslowakei und nach Frankreich verlegt worden, wo die Maschine auch noch nach dem Ende des Krieges für militärische und zivile Zwecke weiter produziert wurde. So waren über drei Jahrzehnte nach Kriegsende außer im ursprünglichen Herkunftsland Deutschland auch noch in Belgien, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Jugoslawien, den Niederlanden, der Schweiz, Südafrika, der Tschechoslowakei und den USA „Störche" zu Hause.









Die Konkurrenzprototypen zum „Fieseler Storch" Fi 156: Die Siebel Si 201 (links), die Focke-Wulf FW 186 (rechts) und die Bf 163 (hier als Modell) der Bayerischen Flugzeugwerke (BFW) Fotos (3): Archiv

»O blonde Mutter, der dies Land gehört«

Warum die Verehrung der Heiligen Jungfrau in Ostpreußen nicht nur im Marienmonat Mai Tradition hatte

Von MANFRED MÜLLER

Wer in einem Sammelband mit Gedichten Agnes Miegels blättert, stößt auf den Gedichttitel „Patrona Borussiae" und fragt sich: Wie ist es möglich, daß diese Dichterin evangelischer Konfession mit Ahnen, die um ihres protestantischen Glaubens willen aus Salzburg vertrieben wurden, ein so katholisch anmutendes Mariengedicht geschrieben hat? Wenn man weiß, daß Miegel sich intensiv mit der Geschichte des Ordenslandes Preußen beschäftigt hat, und wenn man an die Zeitsituation denkt, in der dieses Gedicht entstanden ist, nämlich die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, dann findet sich eine plausible Erklärung.

Der Deutsche Orden, auf den Preußens Staatlichkeit zurückgeht, war seit seiner Gründung marianisch ausgerichtet. 1189 oder 1190 gründeten Kaufleute aus Lübeck und Bremen vor Akkon im Heiligen Land ein Feldspital. Der historische Hintergrund waren die Kreuzzüge, in denen versucht wurde, das verlorengegangene Jerusalem zurückzuerobern. Die damals gegründete Spitalbruderschaft trug den Namen „Brüder vom Hospital der Deutschen in Jerusalem, das der heiligen Maria geweiht ist". 1199 wurde diese Bruderschaft in einen Ritterorden umgewandelt. Der Orden stand unter dem Schutz der Jungfrau Maria. Die Ritterbrüder waren Mönche und militärische Kämpfer zugleich. Die im Mönchsgelübde geforderte „Keuschheit" verlangte Triebsublimierung, die in der Verehrung der himmlischen Herrin Maria ihren Ausdruck fand.

Als der Orden ab 1231 das heidnische Pruzzenland zu erobern und zu christianisieren begann, sollte dieses Land für die Himmelskönigin gewonnen werden. Die Namensgebung für wichtige Trutzburgen und in ihrem Schutz entstandene Städte weist auf diesen Mariendienst hin. Marienwerder und Marienburg sprechen für sich, und auch Frauenburg ist in diesem Zusammenhang zu nennen, denn „frouwe" ist der mittelhochdeutsche Begriff für Herrin.

Joseph von Eichendorff erwähnt in seiner historischen Schrift „Die Wiederherstellung des Schlosses der Deutschen Ordensritter zu Marienburg", die er als preußischer Beamter in amtlichem Auftrag verfaßt hat, die Gründungslegende von Marienburg. Dort habe „auf dem hohen Nogatufer, wo jetzt die Marienburg steht, in alter Zeit ein Kirchlein mit einem wundertätigen Muttergottesbilde gestanden; eine Sage, womit das Volksgefühl am würdigsten die Weihe des Ortes bezeichnet, von dem das Christentum, unter dem Schutz der heiligen Jungfrau, jene Wälder durchleuchten sollte". Die Marienburger Schloßkirche war berühmt wegen eines riesigen Marienbildes aus Stuck, angebracht an einer Außenmauer, nach Eichendorff „die mildeste Himmelskönigin in allen Glorien ihrer übermenschlichen Hoheit". Hier faßte Heinrich von Plauen in einer der dunkelsten Stunden der Ordensgeschichte, nach der vernichtenden Niederlage von Tannenberg (1410), den Entschluß zur Verteidigung dieses Sitzes des Ordenshochmeisters: „Gott und die heilige Jungfrau wird uns retten, aus Marienburg weiche ich nimmermehr!"

„O blonde Mutter, der dies Land gehört / Als Lehn und Eigen ...", so läßt Miegel ihr Mariengedicht beginnen. Daß Maria „blond" sein soll, ist keineswegs irritierend, gibt es doch in der mittelalterlichen deutschen Malerei zahlreiche blonde Madonnen. Und daß die Gottesmutter gemeint ist, geht aus den über das ganze Gedicht verteilten Anrufungen hervor, die auf die Lauretanische Litanei anspielen. Die häufigste Benennung Mariens lautet „Mutter", auch gesteigert zu „große Mutter". Damit bezieht Miegel auch die heidnische Mythologie mit ein: die Magna Mater der Antike, die als Kybele und als Artemis auftrat und als Mutter alles Lebens verstanden wurde.

Die Bitte „Verbirg uns unter Deines Mantels Falten ..." greift auf die Darstellung Marias als Schutzmantel-Madonna zurück. Hochgestellte Persönlichkeiten, besonders Frauen, konnten nach mittelalterlicher Auffassung Verfolgten Schutz gewähren und für sie um Gnade bitten. Wahrscheinlich kannte Miegel das beliebte Marienlied, das in den Maiandachten des Ermlands und in allen katholischen Kirchen des deutschen Sprachraums erklang, dessen Text und Melodie 1640 in Innsbruck entstanden: „Maria breit den Mantel aus, / mach Schirm und Schild für uns daraus, / laß uns darunter sicher stehn, / bis alle Stürm vorübergehn! / Patronin voller Güte, / uns allezeit behüte!"

Grund für das inbrünstige Flehen um Schutz und Hilfe in Miegels Gedicht ist die verzweifelte Zeitsituation. Tiefe Verwirrung und Zukunftsangst zeichnen das Seelenleben der Deutschen aus; die Gefahr eines Bürgerkrieges droht allerorten; die Ostpreußen sind zusätzlich von polnischen Annexionsgelüsten bedroht. Die Bitten an Maria werden sehr konkret, wenn es etwa heißt: „Und laß uns nicht den Fremden dienstbar sein!" Der Furcht vor Uneinigkeit (in Klassenhaß und ausuferndem Parteienstreit) ist die folgende Bitte entsprungen: „Laß uns in Trotz und Torheit nicht zerfallen / So wie ein loses Reisigbund zerfällt".

Miegel geht mit diesem Gedicht weit über lutherische Marienfrömmigkeit hinaus, ihre aktualisierende Rückbesinnung auf die Patronin Preußens ist aus der tiefen nationalen Not erklärbar, die für die Ostpreußen allein schon in dem durch Versailles aufgezwungenen Polnischen Korridor sichtbar wurde. Ob Magna Mater oder Schutzmantel-Madonna – Hilfe aus dem geistig-religiösen Bereich hätte auch die heutige deutsche Nation in ihrer Sinn- und Daseinskrise dringend nötig.



Geistig-moralische Erneuerung

Friedrich Carl Albrecht zieht aus historischen Beispielen Lehren für das Heute

Nach seinem kleinen Buch „Blick auf drei Jahrhunderte – Politische Zitate 1700 bis 2000“ legt Friedrich Carl Albrecht nun sein Buch „Politische Wendepunkte – 1806 – 1932 – 2008“ vor.

Anhand von aus seiner Sicht besonders markanten, zum Nachdenken anregenden Ereignissen der jüngeren Geschichte zeigt er auf, wie eine egalitär-demokratische Ideologie, mit den Realitäten dieser Welt zusammenprallend, Schaden nimmt, nehmen muß.

Sagte einst ein kluger Römer, den Untergang des Römischen Reiches voraussehend: Nec vitia nostra nec remedia pati possumus, damit ausdrückend, sein Land sei weder in der Lage, mit seinen Mängeln und Gebrechen zurechtzukommen noch die notwendigen Heilmittel zu ertragen, so soll Albrechts Buch hingegen die Hoffnung vermitteln, daß durch eine geistig-moralische Erneuerung auch heute Krisen zu überwinden und zu meistern sind.

Da Vergleiche, besonders historische, bekanntlich fast immer hinken, werden nur Situationen aufgezeigt, die Lehren vermitteln können. So beispielsweise die Schwierigkeiten, die Zar Alexander I. während seiner Regierungszeit hatte, die Notlage Papens 1932, resultierend aus der Zerrissenheit der Weimarer Republik, und die Hilflosigkeit der Regierung der Bundesrepublik Deutschland 1990/91, als sie, völlig unvorbereitet darauf, mit der „Wende“ und ihren Folgen fertigwerden sollte. Die „Politik“, die wir erlebt haben und erleben, an der wir verzweifeln und unter deren Folgen wir leiden, bedarf nicht nur nach Meinung des Verfassers einer Erneuerung. In seinen letzten Kapiteln zwingt er uns, darüber nachzudenken, ob das Fundament unseres Staates genügend Tragfähigkeit besitzt, ob Mehrheitsbeschlüsse der Wahrheit letzter Schluß sind und wie ein „Souverän“ beschaffen sein soll.

Welches sind, nach Albrecht, notwendige Reformen? Dazu zählen Rückbesinnung auf die von Gott gesetzten Ordnungen, Grundlage des christlichen Abendlandes, klare Gewaltentrennung, Einschränkung des Einflusses der Parteien und der Bedeutung einer Parteizugehörigkeit, Erziehung zum Dienst am Staat, Aufwertung der Stellung und der Unabhängigkeit des Staatsoberhauptes.

Und über die Vor- und Nachteile einer konstitutionellen, nicht parlamentarischen Monarchie nachzudenken, verbietet sich nach Auffassung des Verfassers auch nicht! *Will Seelmann-Eggebert*

Friedrich Carl Albrecht: „Politische Wendepunkte – 1806 – 1932 – 2008“*, Klosterhaus Verlag, Wahlsburg 2006, broschiert, zehn Abb., 103 Seiten, 9,80 Euro, Bestell-Nr. 5481*

Zweisamkeit um jeden Preis?

Verlassene Ehefrau sucht nach neuem Sinn des Lebens

Christine ist eine viel umherreisende Verlagsvertreterin. Sie ist fast 40 Jahre, und ihre Ehe mit dem relativ gleichmütigen Bernd plätschert seit dem Kauf des Eigenheimes an der Nordseeküste relativ ereignislos vor sich hin.

Natürlich ist Christine sich dessen bewußt, entschuldigt die emotionslose Gleichförmigkeit der Tage aber mit der Tatsache, daß die beiden ja schließlich schon seit zehn Jahren verheiratet sind. Sie hat sich innerlich mehr oder weniger damit abgefunden, für die vertraute Gemeinsamkeit ihre emotionalen Bedürfnisse zurückzustellen, um gemeinsam mit Bernd in dem gemeinsamen Häuschen alt werden zu können.

Doch dann ist es ausgerechnet ihr Bernd, der ihr einen gehörigen Strich durch die Rechnung macht. Als Christine wie immer, wenn sie beruflich in Hamburg zu tun hat, bei ihrer Schwester Ines übernachtet, klingelt plötzlich das Telefon und unterbricht die zwei Frauen beim Schauen eines romantischen Liebesfilmes – kurz vorm bewegenden Happy End.

„Na Bernd, was habe ich vergessen? Oder kann ich dich in zehn Minuten zurückrufen? Dann ist nämlich der Film zu Ende.‘ ‚Ich muß mit dir reden.‘ Es war etwas in seiner Stimme, was mich dazu brachte, den Platz neben meiner Schwester zu verlassen und mit dem Telefon in ihr Büro zu gehen. ‚Worüber?‘ ... Bernd war kein Mann, der gern über Gefühle sprach, eigentlich lehnte er dieses Thema sogar ab. Also hatte ich mich damit abgefunden, Teil eines guten Teams zu sein, nach zehn Jahren konnte man auch keine großen Gefühle oder leidenschaftlichen Sex mehr erwarten. Das Schweigen wurde von einem weiteren Räuspern unterbrochen. Ich hielt es nicht mehr aus. ‚Ist etwas passiert?‘ ... ‚Ich, ähm, also, Christine, ich will mich von dir trennen.‘“

Auf diese Äußerung hin bricht für Christine natürlich erstmal eine Welt zusammen.

Auf Drängen ihrer Schwester sucht sie mit Hilfe einiger Freundinnen eine Wohnung in Hamburg. Die Wochen bis zum Umzug verbringt sie wie in Trance, und der locker gemeinte Spruch von Freundin Marleen, „Schätzchen, in einem halben Jahr lachst du drüber“, erscheint Christine in ihrer Situation „zunächst“ wie blanker Hohn.

Nach unzähligen verheulten Tagen und Nächten gelingt es der verlassenen Ehefrau sich dank der Unterstützung ihrer Familie und Freunde wieder aufzurappeln. Sie lernt neue Freundinnen kennen, legt sich eine neue schicke Frisur und elegante Kleidung zu, trifft ihre Sandkastenliebe Jens wieder und beginnt eine heiße, wenn auch verbotene Affäre mit dem verheirateten Richard.

Natürlich empfindet Christine die Scheidung und die Klärung der finanziellen Belange nicht als Zuckerschlecken, doch meistert sie auch diese Hürden mit Bravur.

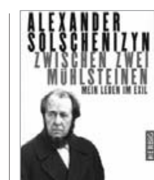
Letztendlich findet sie zu sich selbst, ihren höchsteigenen Wünschen und Bedürfnissen zurück, und der Leser stellt sich die Frage, ob die Trennung von ihrem Ehemann nicht das Beste war, was ihr in ihrem festgefahrenen und stagnierenden Leben hätte passieren können.

Dora Heldt stellt in ihrem Buch überzeugend dar, daß auch eine Frau mit 40 noch einen erfolgreichen Neuanfang starten kann und daß weder das eigene Alter noch die Anzahl an zusammen verbrachten Ehejahren einen Hinderungsgrund darstellen dürfen, wenn es zwischen zwei Menschen einfach nicht mehr paßt.

Das einzige, was an der Handlung negativ aufstößt, ist die Tatsache, daß es wohl leider eher der Ausnahmefall ist, daß eine Frau so viele Freunde und Verwandte hat, die ihr in einer solchen Situation beistehen, den Rücken stärken, sie in den emotional furchtbarsten Momenten immer wieder auffangen und neue Perspektiven aufzeigen.

Ein sehr humorvoller, würzig geschriebener Roman, der die Grundsatzfrage aufwirft: Zweisamkeit ja, aber wirklich um jeden Preis?!? *A. Ney*

Dora Heldt: „Ausgeliebt“*, dtv, München 2006, 218 Seiten, 12 Euro, Bestell-Nr. 5482*



Im Exil

Solschenizyn über den Westen

„Zwischen zwei Mühlsteinen – Mein Leben im Exil“ heißt das neue Buch des Literaturnobelpreisträgers Alexander Solschenizyn.

Der Autor, der vor allem durch sein Werk „Archipel GULag“ Weltruhm erlangte, war in seiner Heimat, der Sowjetunion, keineswegs immer ein gern gesehener Mensch. 1945 wurde er 27jährig an der Front in Ostpreußen verhaftet, da er kritische Bemerkungen über Stalin geäußert hatte. Bis 1953 war Solschenizyn in sowjetischen Zwangslagern inhaftiert. 1957 wurde der Autor zwar rehabilitiert und einige Zeit in der Sowjetunion für seine Werke geehrt, da Solschenizyn sich jedoch keinen Maulkorb anlegen ließ, entschied sich Moskau, 1974 den unbequemen Literaten außer Landes zu verweisen.

In „Zwischen zwei Mühlsteinen – Mein Leben im Exil“ schildert der Autor nun seine Erlebnisse im Westen, die mit seiner Ankunft in Deutschland bei Heinrich Böll in Frankfurt beginnen.

Sehr detailliert beschreibt Solschenizyn, wie er von Journalisten, Freunden, Bewunderern und Neugierigen belagert wurde und keine freie Minute hatte. „Wir saßen eine Weile mit Bölls zusammen, noch waren die Gedanken diffus, da hörten wir die Nachricht, daß Dimitrij Panin mit seiner zweiten Frau gekommen sei und mich sehen wollte. Ich staunte – er lebte doch in Paris! Einfach so flugs hergekommen, ohne ein Wort zuvor?“

Neben Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft muß der Exilant immer wieder erleben, daß man versucht, ihn für die verschiedenen Ziele vor den jeweiligen Karren zu zerren.

Als endlich seine Frau mit den Kindern Rußland verlassen darf, ist Solschenizyn unsagbar glücklich, sie wohlbehalten bei sich zu haben, denn „die Kleinen brauchten nicht nur Pflege, sondern auch ein wachsames Auge. Vor einiger Zeit hatten uns die KGB-Leute Drohbriefe geschickt, getarnt als Sendungen von Kriminellen, daß bald die Kinder dran sein würden. War das vielleicht nur ein Scherz? Aber die Bereitschaft zum Scherzen fehlte in den Tugenden des Gründers ihrer Organisation ...“

Da Solschenizyn relativ detailliert schildert, wo er gerade mal wieder hinreist, ob nun für längere Zeit zum Wohnen oder nur für einen Vortrag oder Recherchen, liest sich sein aktuelles Werk abschnittsweise ziemlich zäh. Zwischendurch findet man aber immer wieder sehr interessante Ausführungen, die ein Bild vom Charakter des Autors und seinen Problemen mit dem Westen und seiner Gedankenwelt offenbaren.

Während der einen sehr hohen Anspruch hat, geht es den anderen häufig nur um das schnelle Geld. „Und was wurde das für eine Übersetzung! Bald nach dem Erscheinen erreichte uns ein Exemplar dieser Ausgabe. Als ob ich nichts zu tun hätte, setzte ich mich hin und begann, einige ausgewählte Kapitel zu prüfen und zu vergleichen. Ich war sehr verwirrt, bat Fachleute, der Sache nachzugehen. Das sollte eine Übersetzung sein? Die Farben waren verloren gegangen, das Plastische verunstaltet, des Öfteren fielen Adjektive oder Syntagmen weg, die Akzentuierung des Sinnes war verändert ...“ *R. Bellano*

Alexander Solschenizyn: „Zwischen zwei Mühlsteinen – Mein Leben im Exil“*, Herbig, München 2005, geb., 427 Seiten, 29,90 Euro, Bestell-Nr. 5262*



In geheimer Mission

Adenauer-Biograph Schwarz über anglo-amerikanische Thriller-Autoren, ihre Weltbilder und die Wirklichkeit

Auf dieses Buch haben die Fans von Spannungs-Schmökern gewartet. Hans-Peter Schwarz, einer der einflußreichsten und produktivsten deutschen Zeithistoriker, erkundet in seinem neuen Buch „Phantastische Wirklichkeit“ das 20. Jahrhundert im Spiegel des Polit-Thrillers. Das Vorhaben ist so originell wie gelungen. Doch den Mut zu einem solchen Unternehmen kann wahrscheinlich nur ein Professor aufbringen, der bereits seit einigen Jahren emeritiert ist und dem die abschätzigen Kommentare der Kollegen ziemlich egal sein können. Der Leser merkt, hier ist ein Autor mit Leib und Seele bei der Sache, und so macht die Lektüre nicht nur schlauer, sondern auch großen Spaß.

Selbstverständlich kann Schwarz, der vor allem als Autor der monumentalen Adenauer-Biographie in Erscheinung getreten ist, den Wissenschaftler nicht ganz vergessen machen. Und so gibt es – wie sich das gehört – eine Einführung ins Thema, einen Fußnotenapparat und auch einen theoretisch gehaltenen Rückblick, in dem der Autor schildert, welche Facetten der Spionageroman im 20. und jetzt im 21. Jahrhundert hervorgebracht hat. Schwarzs Buch ist so komponiert wie „The World Atlas of Wine“ von Hugh Johnson. In 13 Kostproben kredenzt der Verfasser Leben und Werk der anglo-amerikanischen Meister des Genres.

Der Polit-Thriller ist zwar eine Fortentwicklung des klassischen Abenteuerromans im düsteren Stil des 20. Jahrhunderts, doch steckt in vielen dieser Romane auch ein zeitkritischer Kern. Dies hat die Kritik bisher meist übersehen. Den Lesern war es nicht so wichtig, denn sie wollen ja vor allem unterhalten werden. „Bisher wurde aber weitgehend übersehen, daß Tausende von Polit-Thrillern, die im 20. Jahrhundert auf den Markt kamen, häufig gleichfalls ‚littérature engagée‘ sind“, schreibt Schwarz. Und so waren der frühe Eric Ambler, Graham Greene, John Le Carré und Robert Ludlum ganz eindeutig linke Autoren, während John Buchan, Ian Fleming, Colin Forbes, Frederick Forsyth und Tom Clancy konservative Positionen beziehen. Den Deutschen war es übrigens nicht vergönnt, ihr imperiales Schicksal in die Form des Spannungsromans zu bringen. Das Errichten von Gedenkstätten und Museen liege ihnen eben mehr, meint Schwarz etwas polemisch.

Den Anfang machte Erskine Childers, der mit seinem Buch „Das Rätsel der Sandbank“ im Jahr 1903 politisch für Furore sorgte. Mit seinem Spionage-Thriller wollte Childers vor der deutschen Gefahr warnen. Das auch heute noch bei Diogenes zu beziehende Werk weist nicht nur schriftstellerische Qualitäten auf und ist eines der schönsten Bücher über das Segeln, es sollte auch die schlaff und träge gewordene britische Öffentlichkeit für die brennende Deutschlandfrage sensibilisieren. Im Gegensatz zu vielen Autoren, die kein sehr aufregendes Leben führen, glich Childers Lebenslauf zunehmend dem späterer Polit-Thriller-Helden. Anfang der 20er Jahre wurde der mittlerweile zum glühenden irischen Nationalisten gewordene Vater des späteren Präsidenten des Freistaates vor ein Erschießungskommando gestellt. Er war damit der erste und bisher einzige Thriller-Autor, für den es – anders als für die meisten Thriller-Helden – kein glückliches Ende gab.

Der eigentliche Klassiker des Thriller-Genres ist der Brite Eric Ambler, der neben Graham Greene auch über die größten schriftstellerischen Fähigkeiten verfügt. Ambler begann in seiner linksradikalen Phase in den Jahren 1936 bis 1940 als Idealist, gilt als Schöpfer des Dritte-Welt-Thrillers und endete als zynischer Konservativer. In den frühen Büchern Amblers ging es noch um die großen weltgeschichtlichen Konflikte zwischen den europäischen Großmächten: „Doch seine Romane seit den 50er Jahren gehören der posthistoire an. Viel Lärm um nichts. So pflegen die kompliziert konstruierten, aber von historischer Substanz entleerten Spionage- und Polit-Thriller häufig im Privatissimum eines schönen Dinners auszulaufen. Alles endet in der Banalität.“

Graham Greenes Protagonisten sind dezidierte Anti-Helden: Sie sind anti-patriotisch, anti-heroisch, anti-kapitalistisch, anti-establishment und Verächter des Empire. Nach dem Tod des seinerzeit viel gelesenen, heute etwas in Vergessenheit geratenen Linkskatholiken und Frauenhelden kam ans Tageslicht, daß der Symphatisant linker Regime über Jahrzehnte handfeste Spionage für den britischen SIS betrieben hat. Greene war illoyal und ein persönlich ziemlich unsympathischer Mensch, doch zugleich von überragender Intelligenz und der literarisch bedeutendste Autor von Spionage-Romanen, der selber Spion gewesen ist.

Waren die wesentlichen Bestseller-Autoren zunächst Briten, ist der Einfluß der amerikanischen Spannungsautoren seit den 70er Jahren unübersehbar geworden. Der rechtsrepublikanische Tom Clancy entwirft die Zukunftskriege des 21. Jahrhunderts. Er ist der Meister des Techno-Thrillers. Und auch Clancy hat eine Botschaft, genau so wie seine linken Brüder Ambler, Greene, Le Carée und Ludlum. Und ähnlich wie Erskine Childers und Frederick Forsyth schreibt Clancy sogenannte Wachsamkeits-Thriller, mit denen er die amerikanische Öffentlichkeit vor diversen äußeren Bedrohungen warnen will. Der ungediente Waffen- und Technik-Narr Clancy nimmt dabei insbesondere Japan, China und die islamischen Fundamentalisten ins Visier.

Doch im Gegensatz zu anderen Autoren, die defätistisch geprägt oder von des Gedankens Blässe angekränkelt sind, ist er sich seiner Sache sehr sicher: „So begreift sich auch Tom Clancy als Propagandist des amerikanischen Imperiums, das von allen Seiten bedroht wird, aber jedes Mal obsiegt, weil es die gerechte Sache und den tapferen Idealismus der Amerikaner verkörpere.“

Tom Clancy, so lautet Schwarz’ Resümee, ist viel mehr als bloß der Autor spannender Techno-Thriller. Er schreibe zwar keine große Literatur, doch bei keinem anderen Autor des zeitgenössischen Amerika trete das imperiale Selbstverständnis dieses Landes so unverhüllt zutage, „zugleich aber auch der uralte amerikanische Mythos in ultramoderner Kostümierung“. Die Leser der Spannungsliteratur können sich freuen: Daß die Terrorwelten in den zeitgenössischen Thrillern immer bedrohlicher werden, verspricht wohliges Gruseln im Lesesessel oder im Bett. Schlimm wäre es nur, wenn die Phantasie der Autoren vom Schlage eines Tom Clancy Wirklichkeit werden sollte. Denn schon oft haben die vermeintlichen Trivialautoren Dinge vorausgesehen, die in ähnlicher Form dann auch geschehen sind. *Ansgar Lange*

Hans-Peter Schwarz: „Phantastische Wirklichkeit. Das 20. Jahrhundert im Spiegel des Polit-Thrillers“*, Deutsche Verlags-Anstalt, München 2006, 349 Seiten, 22,90 Euro, Bestell-Nr. 5483*



Harder/Vogelsang
Städte und Dörfer im Kreis Mohrungen auf alten Ansichtskarten
Eine Reise in eine vergangene Zeit
Geb.; 218 Seiten, Farbe und s/w
Best.-Nr.: 5459, € 19,00



Friedrich C. Albrecht
Politische Wendepunkte
1806, 1932, 2008
Brosch., 104 Seiten
Best.-Nr.: 5481, € 9,80

NEU!

Erstmals nach dem Zweiten Weltkrieg drehte ein deutsches Kamerateam in Königsberg. Nach der kürzlichen Fernsehausstrahlung im ZDF ist die DVD jetzt bei uns erhältlich!

Eine Liebe in Königsberg, 2 DVD´s in Doppelbox
Der letzte Wille seiner verstorbenen Mutter führt den Dresdener Bauunternehmer Walter Steinhoff (Wolfgang Stumph) auf eine ungewöhnliche Reise ins ehemalige Ostpreußen. Hier begegnet er der jungen attraktiven Reiseführerin Nadeshda (Chulpan Khamatova) und einer rätselhaften Frau (Suzanne von Borsody), die für ihn große Bedeutung gewinnt. Denn als er die Asche seiner Mutter in Königsberg verstreut, erfährt Steinhoff von ihr, dass sein Vater ein ganz anderer war, als er bisher annahm.
Das Drehbuch für den tragikomischen Film, der auf einer wahren Geschichte beruht, schrieb Peter Kahane, der auch die Regie führte und schon einige Male mit Wolfgang Stumph zusammenarbeitete.
Gedreht wurde an Originalschauplätzen in Ostpreußen. Erstmals entstand für das deutsche Fernsehen ein Film in Königsberg.. So schlägt der Film nicht nur inhaltlich eine Brücke zwischen den ehemaligen Kriegsgegnern.
Eine Liebe in Königsberg, Laufzeit: 90 Minuten
+ Bonusfilme:
„Kaviar inklusive“ (30 Min.)
„Königsberg – ferne, fremde Heimat“ (90 Min.)
Best.-Nr.: 5340, € 19,95

3 Filme zum Preis von einem!

NEU IM ANGEBOT · NEU IM ANGEBOT · NEU IM ANGEBOT · NEU IM ANGEBOT · NEU IM ANGEBOT



Reisewege: Ostpreussen
Zwischen Masuren und frischem Haff
Laufzeit: ca. 45 Minuten
Best.-Nr.: 5377, € 19,95



Romantisches Masuren
Land der tausend Seen
Laufzeit: 55 Minuten
Best.-Nr.: 5397, € 19,95



Ostseestadt Königsberg
Nach einer Stadtwanderung, die uns bis nach Juditten führt, lassen wir uns von einem Schiff über den Seekanal nach Pillau bringen.
Laufzeit: 60 Minuten
Best.-Nr.: 5396, € 19,95



Flug über Nord-Ostpreußen, Teil 1
Die Küste
Laufzeit: 52 Minuten
Best.-Nr.: 5398, € 19,95



Flug über Nord-Ostpreußen, Teil 2
Von Königsberg bis Insterburg
Laufzeit: 62 Minuten
Best.-Nr.: 5399, € 19,95



Flug über Nord-Ostpreußen, Teil 3
Rominter Heide, Trakehnen, Elchniederung
Laufzeit: 73 Minuten
Best.-Nr.: 5400, € 19,95

MYSTISCHES – GEHEIMNISVOLLES – UNERKLÄRLICHES



Geheimnisvolle Orte
Symbole, Zeichen, Rituale
Laufzeit: ca. 50 Minuten
Best.-Nr.: 5425, € 12,95



Rätselhafte Phänomene
Dem Unerklärlichen auf der Spur
Laufzeit: ca. 50 Minuten
Best.-Nr.: 5426, € 12,95



Leben nach dem Tod
An den Toren des Bewusstseins
Laufzeit: ca. 50 Minuten
Best.-Nr.: 5427, € 12,95



Kontakte zum Jenseits
Verbindungen zur spirituellen Welt
Laufzeit: ca. 50 Minuten
Best.-Nr.: 5428, € 12,95



Karma und Reinkarnation
Das Bewusstsein unter der Lupe
Laufzeit: ca. 50 Minuten
Best.-Nr.: 5429, € 12,95



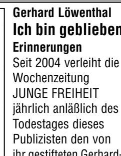
Exorzismus
Teufelsaustreibung in heutiger Zeit
Laufzeit: ca. 50 Minuten
Best.-Nr.: 5430, € 12,95



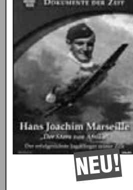
Gabor Steingart
Deutschland - Abstieg eines Superstars
Eine intelligente und pointenreiche Analyse, die eine Debatte über die Zukunft unseres Landes auslösen wird.
Gabor Steingart weiß, wovon er spricht: Als Chef des Berliner Spiegel-Büros arbeitet er im Zentrum des politischen Geschehens. Kart., 304 Seiten
Best.-Nr.: 5479, € 8,95



Kurt Biedenkopf
Die Ausbeutung der Enkel
Plädoyer für die Rückkehr zur Vernunft
Alle reden von Zukunft, aber wir leben von der Hand in den Mund. Vor allem leben wir auf Kosten unserer Kinder und Enkel. Ihnen hinterlassen wir einen gigantischen Schuldenberg der öffentlichen Hände, leere Sozialkassen, ein Millionenheer von Arbeitslosen, ein marodes Bildungssystem und eine rapide alternde Gesellschaft. Geb., 224 Seiten
Best.-Nr.: 5448, € 16,95



Gerhard Löwenthal
Ich bin geblieben
Erinnerungen
Seit 2004 verleiht die Wochenzeitung JUNGE FREIHEIT jährlich anläßlich des Todestages dieses Publizisten den von ihr gestifteten Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalismus. Geb., 400 S., Leinen m. Schutzumschlag
Best.-Nr.: 5478, € 24,80

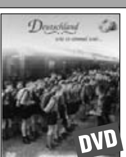


Hans Joachim Marseille
Der Stern von Afrika
Dokumentation unter Verwendung von historischen Archivfilmmaterial, Interviews mit Zeitzeugen und Filmaufnahmen von Originalschauplätze.
Laufzeit: ca. 90 Min.
Best.-Nr.: 5456, € 22,95

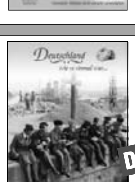
Buch der Woche



Martin Schmidtke
Rettungsaktion Ostsee 1944/1945
Eine Großtat der Menschlichkeit
Zusammenfassende Dokumentation einschließlich der beteiligten Schiffe und Boote von Handelsflotte, Kriegsmarine, Luftwaffe und Heer
Die Massenmedien mit ihrer „Gedenktagkultur“ sorgten zwangsläufig dafür, dass nach 60 Jahren eine Ereigniskette von weltgeschichtlicher Dimension vor der Vergessenheit bewahrt wurde: Die „Rettungsaktion Ostsee“ mit dem Schwerpunkt in den letzten 125 Tagen des Zweiten Weltkrieges. Bereits anderthalb Jahrzehnte nach den Vorgängen des Jahres 1945 hatten namhafte ausländische Historiker Urteile gefällt, die Deutschlands Öffentlichkeit kaum sonderlich wahrnahm. Samuel E. Morison, Chef der amtlichen „History of the United States, Naval Operations in World War II“ kam zu dem Resume: „Die Rückführung über die Ostsee war sicherlich die größte in der modernen Geschichte, voll der größten Gefahren und Schwierigkeiten.“
Geb., ca. 350 Seiten, über 1000 Abbildungen, Fotos, Skizzen - 29,7 x 21 cm
Best.-Nr.: 4760, € 39,00



Pimpfe, Pfadfinder, Jungvolk
Die Anfänge der deutschen Jugendbewegungen anhand beeindruckender, teils privat gedrehter Schwarz-Weiß- und Farbfilme.
Laufzeit: ca. 50 Minuten
Best.-Nr.: 5422, € 19,95





Das Deutsche Volk im Krieg
Das Leben und Leiden der Zivilbevölkerung während des Zweiten Weltkrieges.
Laufzeit: ca. 50 Minuten
Best.-Nr.: 5420, € 19,95

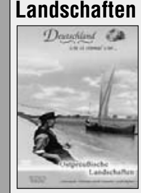


Stadt- und Landleben
zu Großomas und Großopas Zeiten
Laufzeit: ca. 90 Minuten
Best.-Nr.: 5414, € 19,95



Die Nord- und Ostseeküste
Vom Memelland bis zur Nordseeinsel Helgoland
Laufzeit: ca. 90 Minuten
Best.-Nr.: 5415, € 19,95

FLAK Feuer Kriegsjahre in Deutschland
Dokumentation der Leiden der deutschen Zivilbevölkerung während der britisch-amerikanischen Luftangriffe gegen die deutschen Städte zw. 1942 und 1945.
Laufzeit: ca. 50 Minuten
Best.-Nr.: 5421, € 19,95



Ostpreußische Landschaften
Unveröffentlichte Filmaufnahmen aus der deutschen Zeit Ostpreußens.
Laufzeit: ca. 90 Minuten
Best.-Nr.: 5412, € 19,95

Historische Persönlichkeiten
u.a. Kaiser Wilhelm II., Paul von Hindenburg und Dr. Fritz Todt
Laufzeit: ca. 90 Minuten
Best.-Nr.: 5417, € 19,95

Heimatland 1939-1945
Ein Querschnitt durch die Kriegsjahre
Laufzeit: ca. 50 Minuten
Best.-Nr.: 5418, € 19,95



PMD Preußischer Mediendienst

Gerd-Helmut Komossa
Von Masuren an den Rhein
Heimkehr in die Fremde.
Dieses Buch ist eine Liebeserklärung an Masuren und zugleich ein Antikriegsbuch, geschrieben von einem Soldaten
Geb. 231 Seiten
Best.-Nr.: 2310, € 24,90



Artur Kalkenings
Das Inferno Ostpreussen
Das Inferno 1945 in Ostpreußen
Die letzte Phase des 2. Weltkrieges, über zwei Millionen Menschen flüchten, ihr Einsatz ist ihr Leben. Ein Junge aus Ostpreußen schildert das ganze Inferno der Flucht und sein eigenes Schicksal
Brosch., 156 Seiten
Best.-Nr.: 1355, € 12,73

Ralf Georg Reuth
Entscheidung im Mittelmeer
Eine Fülle von Literatur beschäftigt sich mit militärischen Einzelaspekten des 2. Weltkrieges im Mittelmeerraum. Dieses Buch dagegen integriert erstmalig den Kriegsschauplatz Mittelmeer in den Gesamtzusammenhang der deutschen Strategie des zweiten Weltkrieges und kommt dabei zu neuen Erkenntnissen. Geb., 277 Seiten
Best.-Nr.: 3235, NUR € 10,20

Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an:
Preußischer Mediendienst · Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Fax: 040 / 41 40 08 58 · Tel: 040 / 41 40 08 27

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis
		PMD - Gesamtkatalog	gratis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale 4.00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

Weitere aktuelle Angebote finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

MELDUNGEN

Menschenrechte sind Affenrechte

Die Sozialisten im spanischen Parlament in Madrid fordern Grundrechte für Menschenaffen und lösen damit eine heftige Debatte aus. Der Vorschlag soll Schimpansen, Gorillas, Orang-Utans und Zwergschimpansen aufgrund ihrer Verwandtschaft mit dem Menschen drei Grundrechte sichern. So sollen sie nicht getötet werden dürfen, mit der Haltung im Zoo oder Zirkus soll es vorbei sein, ebenso mit Tierversuchen.

Deutsche lieber glücklich als reich

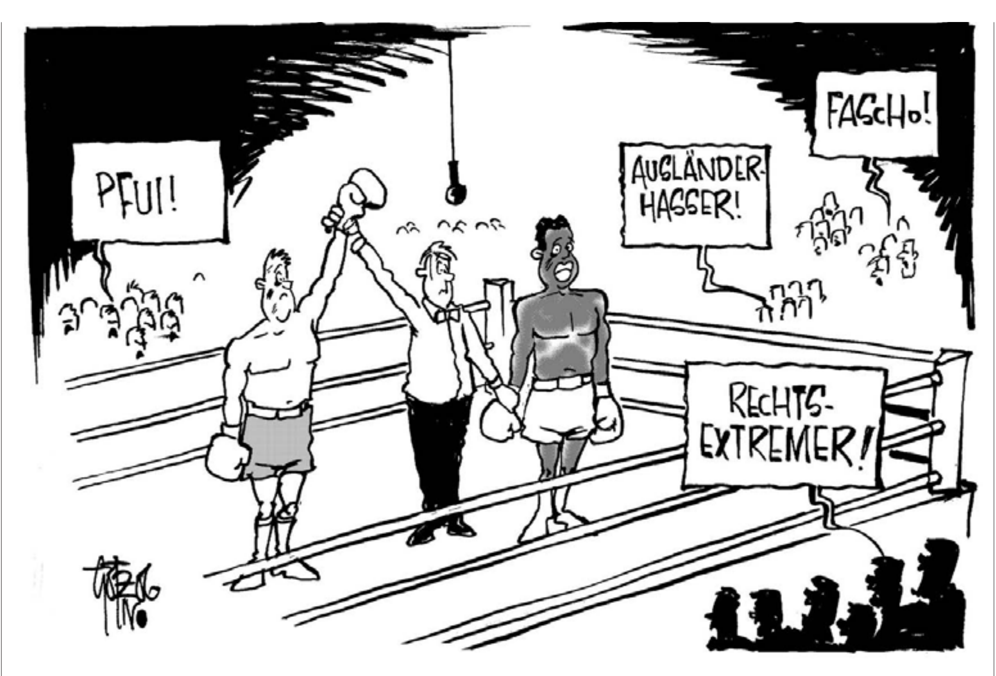
Die Deutschen wollen lieber glücklich als reich sein. Das zeigt eine Studie des BAT-Freizeit-Forschungsinstituts aus Hamburg. Das Institut befragte 2000 Personen ab 14 Jahren, was für sie Wohlstand bedeute. Demnach habe das „nur materielle Wohlstandsverständnis sich grundlegend geändert“, so das Institut. Selbst Jugendliche denken bei Wohlstand mehr an „Familie haben“ als an „Traum-Urlaub“. Alte bürgerliche Werte liegen daher wieder im Trend.

ZUR PERSON

Heimat rechts der CDU



„Lächelnde Guillotine“ wurde er angeblich in seiner Justiz-Behörde genannt und souverän lächelnd meistert Roger Kusch (51) die schwierigsten Situationen, gern auch selbstprovozierte. Der Jurist, Hamburger Ex-Justizsenator (2001–2006) und einstige Studienfreund von Hamburgs Bürgermeister Ole von Beust wurde von seinem CDU-Parteifreund Ende März aus dem Amt entlassen. Nun gründet er seine eigene Partei „politisch rechts der Mitte“ aber so rechtsstaatlich, daß Verfassungsfeinde keine Chance in seiner neuen Gruppierung haben sollen. Sogar eine spätere Koalition mit dem einstigen Intimus und Wohnungsvermieter von Beust schließt der gebürtige Schwabe Kusch nicht aus. Als allzu tüchtig erwies er sich nach dem Geschmack des Bürgermeisters. So ließ er sich 2002 Anregungen für den Hamburger Strafvollzug beim umstrittenen US-Wüstensheriff Joe Arpaio geben, erzürnte mit konsequenter Gesetzesstrenge linke Gegner. Aufgrund seiner Erfahrungen als Senator und Regierungsrat im Jugendvollzug setzte er sich zuletzt für die Abschaffung des Jugendstrafrechts ein – die CDU wollte ihm nicht folgen. Die sogenannte Protokollaffäre nahm von Beust zum Anlaß, sich von dem bekennenden Homosexuellen zu trennen. Nach Austritt aus der Partei nach über 30 Jahren kontert Kusch, die CDU bewege sich in „kräftigen Schritten nach links“, Merkel führe „Deutschland spürbar in eine sozialistische Gesellschaft“. Sein Austritt sei Folge eines grundsätzlich anderen Politikverständnisses, so Kusch. Für ihn sei das Individuum prinzipiell leistungsfähiger als der Staat, der nur einzugreifen habe, wo das Individuum dies nicht könne. Politik ist für ihn jetzt nicht mehr „tägliches Arrangement“. *SV*



Deutscher Ringrichter unterliegt vor heimischem Publikum durch politischen K.O. Zeichnung: Götz Wiedenroth

Wie wir doch noch Weltmeister werden können

Feindesland statt »unter Freunden«, dann bleibt die Konkurrenz zu Hause / Gegendarstellung auf Türkisch / Der Herr Minister am Telefon / Medienrückblick mit HANS-JÜRGEN MAHLITZ

Ist es Ihnen, liebe Leser, auch aufgefallen? Der Vorfall in Potsdam, der über eine Woche lang die Schlag- (und teils auch Totschlag-)Zeilen beherrschte, ist von einer Nachrichtensendung auf die andere aus den Medien verschwunden. Gerade hatten wir zum x-ten Mal vernommen, daß es sich nicht um irgendeinen, sondern einen „brutalen“, da „rassistischen“, „ausländerfeindlichen“ Überfall mit „rechtsextremistischem Hintergrund“ gehandelt habe, dann vernahmen wir auf einmal gar nichts mehr. Offenbar war es auch in den Redaktionsstuben der Radio- und Fernsehmacher angekommen, daß die Ermittlungen ihre politisch korrekten Mutmaßlichkeiten, Vorurteile und Vorverurteilungen immer weniger stützten.

Aber nach einer Woche war ja auch alles Wesentliche gesagt, geschrieben und gesendet. Rechtzeitig vor der Fußball-Weltmeisterschaft, die man mit höchstrichterlichem Segen nun auch wieder so nennen darf, war in aller Welt die Botschaft angekommen, in Deutschland sei man – je nach Herkunft und Hautfarbe – eben doch nicht zu Gast bei Freunden, sondern in Feindesland.

Fragt sich nur, wer eigentlich hinter dieser merkwürdigen, genau am Höhepunkt der Betroffenheits-Hysterie abgebrochenen Kampagne steckte. Waren es wirklich die üblichen ultralinken Antifa-Ideologen, denen in ihrem „Kampf gegen Rechts“ jedes Mittel recht ist – und die jeden im Visier haben, der aus ihrer Sicht nicht stramm genug links ist? Vielleicht haben ja auch übereifrige Fußballfans diesen Steilpaß aufgenommen: In durchaus realistischer Einschätzung der derzeitigen Spielstärke (beziehungsweise -schwäche) bundesdeutscher Balltreter sind sie womöglich auf die glorreiche Idee gekommen, auf diese Weise die aussichtsreichsten Kandidaten im Kampf um die Weltmeisterkrone von vornherein von den Spielstätten fernhalten zu können. Titelverteidiger Brasilien samt anderen südamerikanischen Mannschaften wäre damit ebenso vorzeitig eliminiert wie die Vertreter des sogenannten Schwarzen Kontinents, denen man bekanntlich so ziemlich alles zutrauen muß – sogar, daß sie richtig guten und erfolgreichen Fußball spielen. Auch Franzosen, Engländer und Niederländer würden einige ihrer wichtigsten Spielerpersönlichkeiten – da dunkler Hautfarbe – zu Hause lassen und wären so empfindlich geschwächt. Damit würden die Chancen der Klinsmann-Truppe, auch nach der Vorrunde noch aktiv am Turnier im eigenen Lande teilzunehmen, deutlich steigen. Um vielleicht sogar Weltmeister werden zu können, muß man sich nun nur noch etwas einfallen lassen, womit man Polen, Skandinavier und sonstige im Vorfeld einschüchtern kann. Denn die schrecken ja nicht davor zurück, zu solchen Wettkämpfen – um ein Wort des für Sportförderung zuständigen Bundesinnenministers aufzugreifen – „blond und blauäugig“ anzutreten.

> Geldgierigen Fifa-Funktionären geht es nicht um guten Fußball, sondern um gute Geschäfte

Nun aber Schluß mit all diesen Spekulationen. Glücklicherweise werden diese demonstrativen Aufgeregtheiten in und um „Potsdam“ entweder gar nicht oder allenfalls mit Staunen und Verständnislosigkeit registriert – und wohl auch als Beleg dafür, daß diese Deutschen irgendwie „nicht ganz normal“ sind. Trotz aller Miesmacherei: Die Brasilianer, die Afrikaner, die Skandinavier und alle die anderen werden kommen, sie werden sich fühlen als Gäste bei Freunden. Und vielleicht setzen „unsere Jungs“ ja noch eins drauf und besinnen sich fast vergessener Tugenden – wie wäre es, wenn die deutsche Nationalmannschaft es ganz einfach mal mit gutem Fußball versuchen würde?

Für viele ist bei diesem sportlichen Großereignis der Sport ohnehin nur Nebensache. In erster Linie geht es um ein gigantisches Geschäft. Und am geschäftstüchtigsten ist der Veranstalter. Nein, das sind nicht wir, die Deutschen. Wir durften zwar für teures Geld wunderschöne Stadien und allerlei aufwendige Infrastruktur bauen. Aber das richtig dicke Geschäft will die Fifa, der Welt-Fußballverband, unter Leitung des Schweizers Joseph Blatter machen. Exklusiv natürlich. Wer das Wort „Weltmeisterschaft“ oder das Kürzel „WM“ auch nur allzu laut denkt, ist schon lizenzgebührenpflichtig. Erst die Bundesrichter in Karlsruhe machten den geldgierigen Fußballfunktionären einen Strich durch die Rechnung und räumten deutschen Mittelständlern die Chance ein, am WM-Rummel auch ein paar Euros mitzuverdienen.

Unsere wortgewaltigen Fußballexperten in den Funkhäusern – vor allem den öffentlich-rechtlichen – ficht das nicht an. In vorauseilender verbaler Unterwürfigkeit haben sie die Sprachregelung der Blatter'schen PR-Spezialisten verinnerlicht.

Achten Sie mal drauf: Sie hören in Funk und Fernsehen nicht von einer „Weltmeisterschaft“, sondern nur von der „Fifa-WM“. Die Fifa als Veranstalter und Spitzenverdiener will dieses Turnier total dominieren und auch verbal allgegenwärtig sein – die Lächerlichkeit dieser Bemühungen ließe sich wohl nur noch steigern, würde man die Herren Funktionäre in kurze Hosen stecken und statt Ronaldinho & Co. auf den Rasen schicken.

Warum wohl hochdotierte Sportmoderatoren so brav den Fifa-Kurs halten? Vielleicht wird man im einen oder anderen Falle die Erklärung schon wenige Tage nach dem Finale erhalten. Man schaue genau hin, wer da alles seine Erfahrungen und Beobachtungen – in aller Regel im Dienst, also gegen gute, aus Zwangsgebühren finanzierte Bezahlung gesammelt – in Buchform vermarktet. Dabei kann das Wohlwollen der Veranstalter-Funktionäre durchaus von Vorteil sein.

Von einem nicht alltäglichen Erlebnis berichtet uns ein Leser aus Brandenburg. Er hatte sich darüber geärgert, wie Meinungsmacher und Politiker mit Jörg Schönbohm bezüglich seiner Rede zur Gedenkfeier der Gedenkstätte Sachsenhausen umgesprungen waren, und hatte spontan einen Brief an den Potsdamer Innenminister geschickt, um seine Solidarität mit dem CDU-Politiker zu bekunden und auf die Opfer des sowjetischen Konzentrationslagers hinzuweisen. Als plötzlich sein Telefon klingelte, staunte er nicht schlecht: Am anderen Ende der Leitung war der Minister höchstpersönlich; er wolle sich nur mal für den aufmunternden Brief bedanken. Das ist Bürgernähe, wie man sie in Deutschland leider viel zu selten erlebt.

Ebenso selten erlebt man, was Sabine Christiansen am letzten Sonntag widerfuhr. Ihre Diskussionsrunde – diesmal auf recht ordentlichem Niveau – endete mit einer Gegendarstellung. Die türkische Organisation „Milli Görüs“ hatte geschafft, was deutschen Normalbürgern gemeinhin meist verwehrt bleibt, nämlich die mächtige ARD presserechtlich in die Knie zu zwingen. Was die Türken an angeblich falschen Tatsachenbehauptungen des CDU-Abgeordneten Wolfgang Bosbach zu kritisieren hatten, stammte in Wahrheit aus den Verfassungsschutzberichten Bayerns und Baden-Württembergs und war korrekt zitiert. So fragt man sich erst recht, wieso ausgerechnet eine Organisation, die auch bei den Sicherheitsbehörden nicht gerade den besten Ruf genießt, bei der ARD überhaupt – wenn auch erst im zweiten juristischen Anlauf – zum Zuge kommen konnte. Christiansens TV-Team machte demonstrativ ungute Miene zum bösen Spiel. Für die Aufnahme hatte man anscheinend eine Art Besenkammer zweckentfremdet, und die „überschäumende Begeisterung“ des Sprechers wäre wohl nur noch von Loriot zu überbieten gewesen.

Hans Heckel macht zur Zeit Urlaub, fernab von den Aufgeregtheiten deutscher und internationaler Politik. Daher erscheint statt seines an dieser Stelle gewohnten politischen Wochenrückblicks in den nächsten Ausgaben ein Blick zurück in die Medien – manchmal, aber nicht immer im Zorn.

ZITATE

Unter dem Titel „Die ***Erweiterungslüge*** *“ schreibt der „Focus“ vom 29. April zum Thema* ***EU-Erweiterungen,*** *insbesondere den Beitrittskandidaten* ***auf dem Balkan****:*

„Das teure Aufhübschen von Europas Vorhof steht also fest, während die Politiker den 453 Millionen EU-Bürgern vorgaukeln, sich noch mit den Beitrittskandidaten Bulgarien und Rumänien seriös zu beschäftigen. Die sind aber längst fest gebucht. ... Die EU geht permanent über die Schmerzgrenze, um sich für die nächsten 20 Jahre alle Bewerber warm zu halten.“

Heinz Blatt, Vorsitzender der Senioren in der ***Gewerkschaft der Polizei****, kritisiert den* ***Rückzug des Staates*** *auf Kosten der älteren Bürger:*

„Die Schließung von Postämtern und -agenturen und die Ausdünnung der Fahrpläne öffentlicher Verkehrsmittel insbesondere im ländlichen Bereich geht hauptsächlich auf Kosten der Älteren, Behinderten und Kranken. Auch die Unsitte, daß wichtige Informationen, zum Beispiel von Behörden, nur noch auf deren Homepages veröffentlicht werden, ignoriert die Tatsache, daß die ältere Generation nicht flächendeckend im Netz ist. Weil sie nicht mehr berufstätig ist, ist ihnen auch dieser Zugang am Arbeitsplatz verwehrt.“

In der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vom 2. Mai sagt ***Verteidigungsminister Jung*** *(CDU) zum von ihm geplanten* ***Kongo-Einsatz der Bundeswehr****:*

„Wenn wir in europäischen Einsätzen in Bosnien-Herzegowina sind oder nach einem Bundestagsbeschluß bald unsere Aufgabe zur Absicherung von demokratischen Wahlen in Kongo wahrnehmen, können Sie dazu verfassungskonform den Begriff der Verteidigung auslegen und ihn weiter definieren.“

Eingewickelt

Kommen Kinder wie Karnickel,
ist die Rentenkasse heil –
leider gibt es heute Wickel
mit genau dem Gegenteil.

Doch im Ringen der Gescheiten
um das Wohlergehn im Staat
stellt ein Wort sich ein beizeiten:
Wickel-Volontariat!

Nur – bei derart Zeugungsmüden
macht ein Name noch kein Kind,
zeigt vielmehr, daß Nord und Süden
selten gleicher Meinung sind!

Schon das Vau bringt Kopfzerbrechen:
Spricht als We man's fürderhin,
oder ist's als eF zu sprechen –
Folontär wie Falentin?

Außerdem, in Pämpers-Tagen
wickelt Kinder keiner mehr,
und man sollte besser sagen:
Windelwechsel-Volontär.

An die Gäste, diese guten,
hat erst recht man nicht gedacht:
Ist es denen zuzumuten?
Na, das wäre wohl gelacht!

Soll ein Ali Windeln wechseln?
Hat dann Fatme noch Respekt? –
Nun gemach, es läßt sich drechseln,
weil ganz trefflich ausgeheckt:

In vom Staat bezahlte Pause
geht der Wickel-Janitschar,
und für Weiber bleibt zuhause
alles, wie es immer war.

Pannonicus